['laʊtʃrɪft]

DIE STUDIERENDENZEITUNG DER UNI REGENSBURG

WINTERSEMESTER 2024/25 · KOSTENLOS · 38



BEGEGNUNGEN UND GESPRÄCHE

IN DER UNI, S. 12

Spürst du den Rassismus?

In der Stadt, s. 34

Raus aus der Isolation: *Social Runs*

und *Running Clubs*

IN DER WELT, S. 42

Sterbende Stimmen

ACP



BOCK AUF IT?

RAUS AUS DER THEORIE - REIN IN DIE PRAXIS!

Ob als Werkstudent oder in Vollzeit – bei uns findest Du spannende Einstiegsmöglichkeiten in der Technik, im Vertrieb, in der Verwaltung und vielen weiteren Abteilungen!



ACP IT Solutions AG ist ein **führendes IT-Systemhaus in Bayern mit über 200 Mitarbeitenden**.

Wir setzen auf **Innovation** und **Fortschritt**. Motiviert, dynamisch und flexibel – unser Team sucht Dich als Verstärkung! Wir bieten viele Möglichkeiten mit **langfristigen beruflichen Perspektiven.**

Wir freuen uns auf Deine Initiativbewerbung!

Jetzt bewerben!

SCAN MICH

www.acp-gruppe.com/hzb-karriere

REGENSBURG • HAUZENBERG • NÜRNBERG

EDITORIAL

Liebe Lesende,

Menschen begegnen sich unbewusst und oftmals flüchtig jeden Tag; bewusst begegnet man sich einander jedoch immer seltener. Deshalb sind unsere Redakteur:innen in diesem Semester aktiv auf Mitmenschen zugegangen und haben Gespräche gesucht über Themen, die sonst im Alltagstrott untergehen. Themen, die Zeit, Geduld und Mut erfordern.

Aber fangen wir mal von vorne an: In den Semesterferien konnten drei von uns bei den Campusmedientagen 2024 in Erlangen einige Redakteur:innen anderer Campusmedien aus ganz Deutschland kennenlernen. Außerdem haben sie Workshops zu Moderation, zu Wegen in den Journalismus und zu Social Media besucht.

Das Gelernte konnten wir zum Semesterbeginn direkt umsetzen:

Auf Instagram haben wir in Stories und Reels unsere Kolumnen und Pläne fürs neue Semester vorgestellt und Studis aufgerufen, Teil der Redaktion zu werden. Bei unserem ersten Treffen, das traditionell in der *Couch* stattfindet, waren wir überwältigt von über 30 neuen Gesichtern.

Mit so vielen neuen Mitgliedern konnten wir ein Foto-Team aufstellen und die Social-Media-Redaktion ausbauen. Außerdem haben wir eine neue Kolumne ins Leben gerufen: In *Fesch:in* dreht sich alles um Mode, Popkultur und aktuelle Trends. Auch mehr aktuelle Berichterstattung an der Uni und in Regensburg war dank der vielen aktiven Redakteur:innen möglich. So haben wir zum Beispiel die US-Wahlparty im Audimax multimedial begleitet.

Generell haben uns politische Themen in diesem Semester vermehrt beschäftigt. Vor allem in unserer Kolumne *Wort der Woche*, spiegelt sich der weltpolitische Trubel der vergangenen Monate wider.

Wichtig war uns außerdem, bei unserer Arbeit den anderen Studis zu begegnen. So konnten unsere Leser:innen auf Instagram zum Beispiel Teil der Abstimmung über das *Wort der Woche* werden.

Aber genug zu Online und Social Media – was erwartet euch in unserer neuen Heftausgabe? Hier einige Beispiele:

In »Spürst du den Rassismus?« hat Aaliyah mit POCs über Diskriminierung an der Uni gesprochen. Der Solo-Läufer Yannik hat sich unter die Schar der Social Runner gemischt und erzählt in »Raus aus der Isolation: Social Runs« von seinen Erfahrungen mit dem Regensburger Runningclub. Carlotta und Crispin haben sich beide auf ganz unterschiedliche Weise an den Umgang mit dem Erbe des Nationalsozialismus und Z(w)eitzeug:innen gewagt. Carlotta hat für »Die Flamme weitertragen« den Spiegel-Bestseller-Autor Tim Pröse interviewt, der sich intensiv mit der Geschichte des Widerstands gegen das Regime im *Dritten Reich* beschäftigt. Crispin hat für »Sterbende Stimmen« mit seiner Urgroßmutter über die NS-Vergangenheit seiner eigenen Familie gesprochen. Ihr seht, unsere Redakteur:innen erzählen von verschiedensten Arten der Begegnung.

In unserem Testformat haben wir uns die Orte der Begegnung an der Uni schlecht hin vorgenommen: Auf den Seiten 8-11 findet ihr unsere Bewertung der verschiedenen Cafeten am Campus. Spoiler: Kaffee und Mate gibt's überall – und das ist doch die Hauptsache.

In diesem Sinne wünscht euch die Chefinnenredaktion viel Freude bei der Lektüre der Ausgabe 38!

Eure

(Von links) Franzi Leibl, Antonia Herzinger, Sophia Mayer und Sophia Reicheneder im Namen der gesamten Lautschrift-Redaktion.



INHALTSVERZEICHNIS

RUBRIKEN

FRESSEERKLÄRUNG 4
Eine Rundreise durch die Filterblase: Willkommen in der Isolation!

SCHWARZ-WEISS-MALEREI 6
Was denken Studierende über Themen der Ausgabe 38?

CAFETENSPIEGEL 8
Die Redaktion hat Cafeten der Universität getestet und bewertet.

IN DER UNI

SPÜRST DU DEN RASSISMUS? 12
Studentinnen der Uni und der OTH sprechen über ihre Erfahrungen mit Diskriminierung.

MOIN BAYERN! 14
Menschen aus Norddeutschland erzählen, wie es war, in Bayern zu leben.

LOST IN TRANSLATION? 16
Studierende aus dem Ausland teilen ihre Erfahrungen mit Sprachbarrieren.

DANK TANDEM ZUR TEILHABE 18
Das Jugendmentoring-Programm von CampusAsyl.

GEBÄRDEN STATT WORTE 20
Wie Gehörlose kommunizieren und wie Hörende das auch lernen können.

DER PT-STAMMTISCH 23
Franzi führt ihre Forschung als Dokumentarin philosophischer Horizonterweiterungen fort.

LET'S TALK ABOUT DEATH, BABY! 26
Ein Interview mit Prof. Dr. Scheule, Begründer des Masterstudiengangs der ‚Perimortalen Wissenschaften'.

IN DER STADT

WAAGNIS REGENSBURG: ESSSTÖRUNGEN IM GESPRÄCH 28
Ein Interview mit Claudia Burmeister, Leiterin der Einrichtung.

HOFFNUNGSTRÄGER UND GRENZGÄNGER 30
Wie die Fachambulanz der Caritas funktioniert.

MIT DER SCHERE IM DIALOG 32
Ein Interview mit Friseurin Andrea Platzer-Seidenstücker.

SOCIAL RUNS UND RUNNINGSCLUBS 34
Yannick berichtet vom Prinzip der ‚Social Runs'.

»WIR WOLLEN POLITIK AM MENSCHEN MACHEN« 36
Was hinter dem Projekt ‚Zeit für was Neues' steckt.

DEN STERNEN SO NAH: EIN ORT DER BEGEGNUNG 39
Die Sternwarte Regensburg als ein Ort der Begegnung.

IN DER WELT

STERBENDE STIMMEN 42
Crispin führte ein Interview mit seiner Urgroßmutter, eine Zeitzeugin

DIE FLAMME WEITERTRAGEN 44
Der Spiegel-Bestseller-Autor Tim Pröse im Interview über Zweitzeug:innen.

ERST DURCH DICH WERDE ICH ICH 46
Begegnungen als Einladung in die Welt unseres Gegenübers – eine psychologische Perspektive.

WARUM MAN NICHT MEHR MITEINANDER REDEN KANN 48
Über den Einfluss Sozialer Medien auf unsere Kommunikation.

US-RAPPER SIR: BETWEEN MUSIC AND CONVERSATIONS 50
An interview about inspirations and encounters in the music

NOSTALGIE UND THIRD PLACES 52
Begegnungsorte fernab des digitalen Lebens – vom Aussterben bedroht?

BEGEGNUNGEN MIT FREMDEN IM ÖFFENTLICHEN VERKEHR 55
Bereichernde Gespräche muss man nicht lange suchen – sie sitzen manchmal neben uns im Zug.

KREATIV

STILLE WOGEN 58
Früher haben sie zumindest noch gestritten.

DIENSTAG IM NOVEMBER 59
Wir bleiben wir. Sie bleiben sie.

PLATZIERT

EIN STILLES ÖRTCHEN OHNE BEGEGNUNGEN 60
Manchmal will man doch einfach mal niemandem begegnen.

IMPRESSUM

CHEF:INNENREDAKTION
Antonia Herzinger
Franzi Leibl
Sophia Mayer
Sophia Reicheneder

REDAKTION
Carina Aigner
Crispin Coy
Alessandro Gebsattel
Larissa Hornig
Pauline Kral
Adina Kükelhahn
Anne Mathis
Aaliyah Meier
Ida Müermann
Olivia Rabe
Ronja Schäfer
Yannick Schmidl
Jule Schweitzer
Sophie Stigler
Christian Wex
Carlotta Wortmann

TITELBILD
Olivia Rabe

LAYOUT
Lena Gärtner
Lisa Kirchhoff
Sophia Mayer
Ida Müermann
Olivia Rabe
Lea Amelie Stöbe

AUTOR:INNENFOTOS
Olivia Rabe
Ida Müermann

HERAUSGEBER
Studentischer Sprecher:innenrat
93040 Universität Regensburg

DRUCK
Schmidl & Rotaplan Druck
Hofer Straße 1
93057 Regensburg

KONTAKT
kontakt@lautschrift.org
www.lautschrift.org
instagram.com/lautschrift.ur

Fresseerklärung – Sophia Reicheneder

RUNDREISE DURCH DIE FILTERBLASE: WILLKOMMEN IN DER ISOLATION!

Herzlich Willkommen bei unserer heutigen Rundreise durch die Filterblase – dem Ort, an dem deine Meinung nicht nur zählt, sondern sich auch ständig selbst bestätigt. Lehn dich zurück, während wir gemeinsam durch die algorithmischen Landschaften der digitalen Isolation reisen.

1. Haltestelle: *Die Eingangspforte der Algorithmen*

Unsere Tour beginnt dort, wo alles seinen Ursprung nimmt: bei den Algorithmen. Diese unsichtbaren Architekten bestimmen, was du siehst, liest und hörst. Sie analysieren Standort, Suchhistorie und Klickverhalten, um dir Inhalte anzubieten, die perfekt zu deinem Geschmack passen. Klingt bequem und einfach, nicht wahr? Doch Vorsicht: Der erste Schritt in die Blase ist oft so schnell geschehen, dass du ihn kaum bemerkst.

2. Haltestelle: *Das Tal der Bestätigung*

Willkommen an einem der beliebtesten Orte in der Filterblase – dem Tal der Bestätigung. Hier wird jede deiner Überzeugungen gestärkt und verstärkt. Egal, ob es sich um politische Ansichten, Lieblingsrezepte oder die neuesten Trends handelt – Du findest hier ganz bestimmt immer Gleichgesinnte und Inhalte, die dir das Gefühl geben, genau richtig zu liegen. Kritik, alternative Perspektiven oder Meinungspluralismus? Fehlanzeige!

3. Haltestelle: *Der Gipfel der Polarisierung*

Unsere nächste Station führt uns auf den Gipfel der Polarisierung. Hier oben ist die Welt in Schwarz und Weiß unterteilt. Andere Meinungen wirken nicht nur fremd, sondern oft bedrohlich. Die Filterblase sorgt dafür, dass du in deiner Komfortzone bleibst, während der Abstand zu Andersdenkenden immer mehr wächst. Eine ideale Umgebung für Missverständnisse und Konflikte.

4. Haltestelle: *Die Wüste der »Vielfalt«*

Auf unserer Rundreise erreichen wir nun die Wüste der »Vielfalt«. Was wie ein lebendiger Ort voller unterschiedlicher Perspektiven erscheint, entpuppt sich als monotone Einöde. Die algorithmische Vorauswahl sortiert viele Meinungen und Inhalte aus, die deinem bisherigen Profil nicht entsprechen. Vielfalt? Sie bleibt auf der Strecke.

5. Haltestelle: *Der Ausweg oder das Ende der Tour?*

Am Ende unserer Rundreise stehst du vor einer schwierigen Entscheidung: Bleibst du in der Filterblase oder brichst du aus? Der Ausweg erfordert Mühe – gezielte Suche nach neuen Perspektiven, bewusste Nutzung von Quellenvielfalt und Mut, die eigene Komfortzone zu verlassen, um Andersdenkenden zu begegnen. Doch der Gewinn ist groß: eine breitere Sicht auf die Welt und die Chance, echte Verbindungen herzustellen.

Ich hoffe, dir hat diese Rundreise durch die Filterblase gefallen.

Denke daran: Die Filterblase ist bequem, aber echte Gespräche und Begegnungen findest du jenseits ihrer Grenzen!



SEI ['laʊt]

www.lautschrift.org
@lautschrift.ur
kontakt@lautschrift.org

['laʊtʃrɪft]

Wir suchen Studierende aller Fachrichtungen, die Lust auf journalistisches und kreatives Schreiben, Fotografieren, Zeichnen oder Layouten haben! Du brauchst dafür noch keine expliziten Vorkenntnisse, solltest aber Interesse an der jeweiligen Arbeit mitbringen.

Wir veröffentlichen immer zum Semesterende eine Ausgabe mit Texten aus dem Semester. Außerdem haben wir eine Website auf der aktuelle Themenartikel, wöchentliche Kolumnen, Theater- und Filmrezensionen und alles, was uns so interessiert, erscheint.

Du bist aufgeschlossen und engagiert und möchtest Teil unseres Teams werden?

Schreibe uns eine Mail an *kontakt@lautschrift.org* oder auf Instagram auf *@lautschrift.ur*.

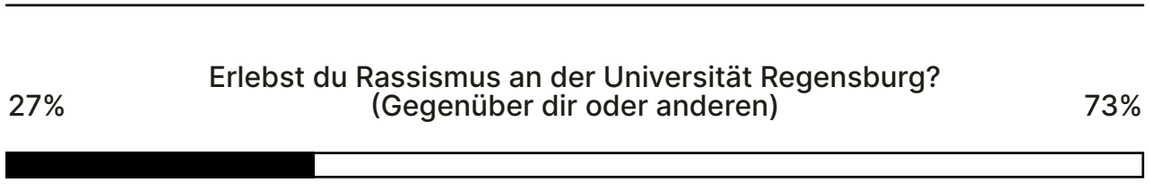
KOMM ZU UNS!

Umfrage

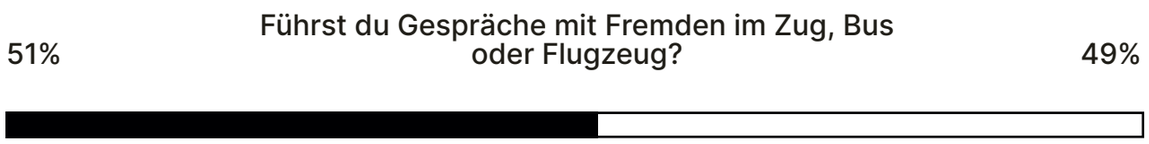
SCHWARZ-WEISS-MALEREI

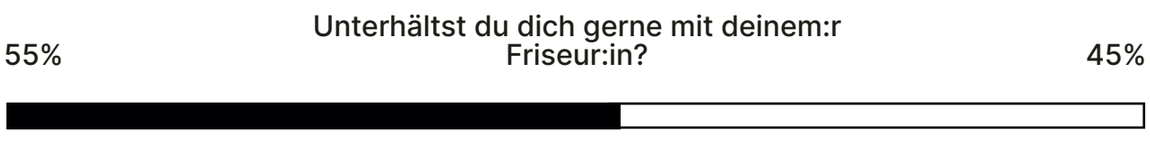
Was denken Lautschrift-Leser:innen über Themen unserer Ausgabe? Wir haben sie auf Instagram gefragt. 88 Follower:innen haben mitgemacht.

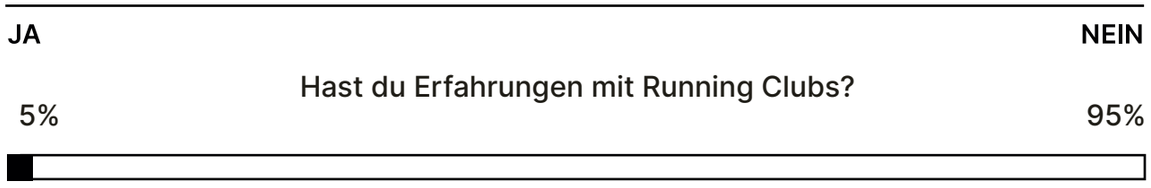


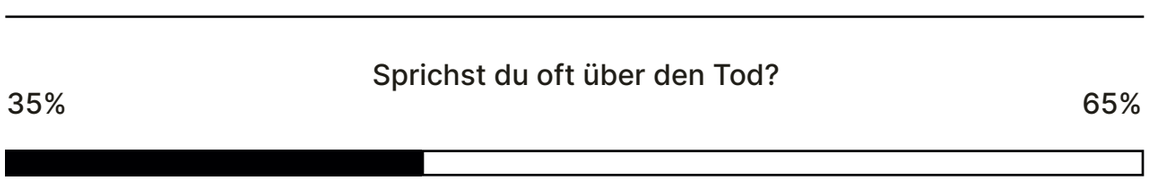


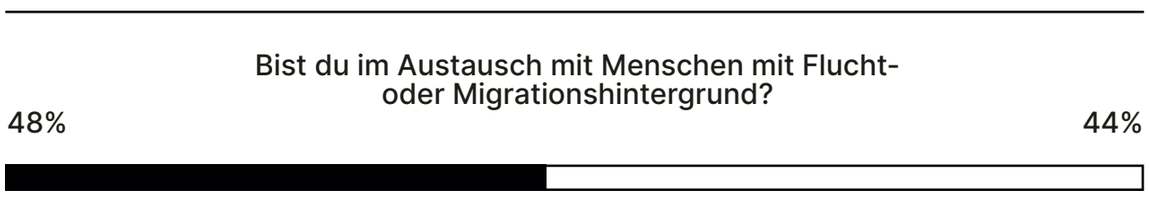


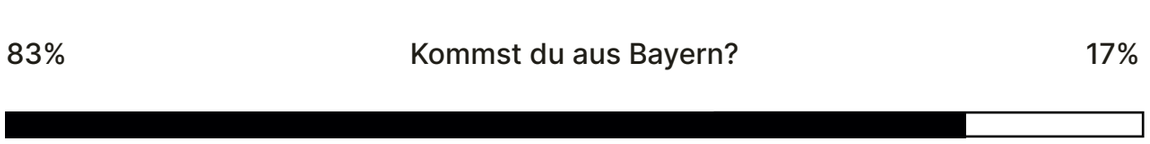


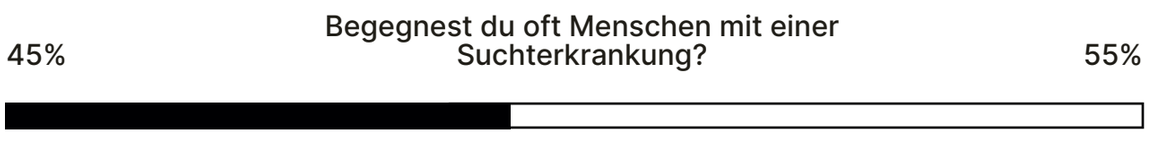












CAFETEN-SPIEGEL

Wir kennen und lieben sie alle. Die Orte der Uni, an denen wohl die meisten Begegnungen stattfinden: Die Cafeten. Aber welche hat das größte Sortiment oder die gemütlichsten Sitzgelegenheiten? Die Lautschrift hat sie für euch getestet.



Der Verkaufsbereich der Cafete ist klein, bietet aber eine vielfältige Auswahl. © Franzi Leibl

CAFETE SAMMELGEBÄUDE

Sortiment:

Sitzmöglichkeiten:

Öffnungszeiten:
10.00 - 18.00 Uhr
Freitags: 10.00 - 17.00 Uhr

Automatenvielfalt:

Ästhetik:

Fazit: Groß, Flexibel, Grau

Anmerkungen: Viel Auswahl, verschiedene Sitzplatz-Arten, Rückzugsmöglichkeiten, aber: teils schmutzig + dunkel

Über zwei Ebenen erstreckt sich der Innenraum. Abzüge gibt es bei den unbequemen und oft defekten Stühlen. © Benedikt Brehler



PT-CAFETE

Sortiment:

Sitzmöglichkeiten:

Öffnungszeiten:
08.00 - 15.30 Uhr
Wochentags

Automatenvielfalt:

Ästhetik:

Fazit: Vielfältig, Hell, PT-Zentrum

Anmerkungen: Kekse zum Mitnehmen sowie kostenlose, einzelne Kaugummis, Vegane Auswahl top, jedoch oft vergriffen und zum Aufpreis!

MILCHBAR

Sortiment:

Sitzmöglichkeiten:

Öffnungszeiten:
08.00 - 18:00Uhr
Freitags: 08.00 - 17.00 Uhr

Automatenvielfalt:

Ästhetik:

Fazit: Gourmet-Tempel, Artsy, Nachhaltig

Anmerkungen: Steinofen-Pizza, im Sommer Handmade-Eis, To-Good-To-Go, Kinderspielecke, Terrasse, leider oft sehr voll



Hinter dem Fenster am Tresen im *Café Zentral* kommt Großstadtfeeling auf. © Antonia Herzinger



Den einzigen Siebträgerkaffee, den das Studierendenwerk anbietet, gibt es im *Café Zentral*. © Antonia Herzinger



Kunst und Kickertisch: Die *Milchbar* bietet beides. © Sophia Reicheneder

CAFÉ ZENTRAL

Sortiment:

Sitzmöglichkeiten:

Öffnungszeiten:
10.00 - 14.00 Uhr
Wochentags

Automatenvielfalt:

Ästhetik:

Fazit: Kostenloses Kiwi-Wasser, Siebträgermaschine aber teuer, sehr freundliche und witzige Barista



Was wir von der gelben Farbe in der *Sport-Cafete* halten sollen – darüber waren wir uns bis zum Schluss nicht so wirklich einig. © Antonia Herzinger

CHEMIE

Sortiment:

Sitzmöglichkeiten:

Öffnungszeiten:
08.00 - 17.00 Uhr
Freitags: 8.00 - 16.00 Uhr

Automatenvielfalt:

Ästhetik:

Fazit: Farben sind sehr unästhetisch, Draußen aber Biergartenfeeling, 6 Leute pro Tisch, Viel Platz

SPORT

Sortiment:

Sitzmöglichkeiten:

Öffnungszeiten:
10.00 - 14.30 Uhr

Automatenvielfalt:

Ästhetik:

Fazit: »Ich fühl mich hier fehl am Platz«, »Sortiment begrenzt – aber egal weil mealprep«, »Es hat schon irgendwie was«

Von ästhetischer Einrichtung der *Chemie-Cafete* kann nicht die Rede sein – aber immerhin passen sechs Personen an einen Tisch und die Hocker haben eine angenehme Form. © Antonia Herzinger



von Aaliyah Meier

SPÜRST DU DEN RASSISMUS?

Offenheit und Neugierde gegenüber dem Thema Rassismus sind wichtig, trotzdem haben POCs nicht die endlose Aufgabe aufzuklären. Unsere Autorin hat mit Studentinnen der Universität Regensburg und der OTH über ihre Erfahrungen gesprochen, um den Zugang zu diesem sensiblen Thema zu erleichtern.



Austausch von Erfahrungen im *Café Friedl Zwo* in Regensburg. © Lena Schmidberger

Wir danken Chanmi Lee, Dunja Mohamed Mussa, Jivina Rajalingam, Noemi Marie Riedel und Sara Ghodratinezhad dafür, dass sie ihre Erfahrungen mit uns geteilt haben. Die einzelnen Zitate bleiben auf Wunsch der Interviewpartnerinnen anonym.

Lautschrift: Wie hat dein Migrationshintergrund deine Schullaufbahn beeinflusst?
»Es ist ein anderer Werdegang als POC Abitur zu machen, wenn man rassistische Lehrer:innen hat, rassistische Mitschüler hat, und einfach jeden Tag kurz davor war abzubrechen, weil man einfach keinen Bock mehr hat.«

Der Anteil der POCs sinkt mit jedem Schuljahr aufgrund der strukturellen Benachteiligung. Es ist also kein Wunder, dass der Großteil der Studierenden Weiß ist. Der Rassismus beißt sich in die akademischen Tiefen unseres Systems. Dem internalisierten Rassismus unserer Gesellschaft ist nicht zu entkommen. Besonders interessant ist, wie der Rassismus in einem akademischen Umfeld und Freundeskreis immer noch eine Rolle spielt. Ein Umfeld, in dem jede:r aufgeklärt sein sollte.

Hast du auch im akademischen Raum rassistische Erfahrungen gemacht?
»Bevor ich angefangen habe zu studieren, war ich für den Eignungstest in München. Vor mir saß ein alter, Weißer Mann, circa 65. Ich hatte zehn Minuten Zeit, um über meine Mappe, Architektur und mich zu reden. Ich komme rein und das Erste, was ich gefragt werde, ist: ‚Woher kommt Ihr Nachname eigentlich?' Es ging dann zehn Minuten lang nur darum, wie ich in zwei verschiedenen Welten aufgewachsen bin – und um meine Eltern, ob die Akademiker:innen sind. Es ging nicht um meine Mappe. Man kann ja fragen... aber in diesem Rahmen? Ich bin rausgegangen und dachte mir: What The Actual Fuck.«

Bin ich Ausländer:in?

Identifizierst du dich als »deutsch«?
»Ich sehe mich im Spiegel und ich habe braune Haut, dunkle Augen und schwarze Haare. Ich fühle mich deutsch, aber ich sehe halt nicht so aus.«

Wo findest du Zugehörigkeit?
»Ich bin für die Deutschen nicht deutsch genug und für die anderen zu deutsch.«

Man sieht sich zum Teil als deutsch, selbst wenn andere es nicht tun oder einen nicht so sehen wollen. Die Frage der Zugehörigkeit bringt eine extreme Einsamkeit mit sich. Die Interviews zeigen, dass Freundschaften und der Kontakt mit POCs einen hohen Wert haben, aber nicht erzwungen werden können.

Was bedeuten dir Freundschaften innerhalb deiner Community?
»Ohne meine Community wäre es schon schwer im Alltag. Mit meiner Kultur und Identität will ich mich auch befassen.«

Die Auseinandersetzung mit der eigenen Kultur erfolgt oft nur in einem engen Rahmen; was übrig bleibt, ist die selbstständige Auseinandersetzung. POCs, die nur Deutsch sprechen, haben es besonders schwer, Anschluss in ähnlichen Kulturkreisen zu finden. Selbst wenn die Verbindung zur Kultur nicht zwingend der Wunsch jeder POC ist, kann sie nicht ignoriert werden, aufgrund der andauernden Reduzierung auf den Migrationshintergrund.

Weiß, Weiß, Weiß sind alle meine Freund:innen

Warum denkst du, hast du wenig POCs in deinem Freundeskreis, wenn es Ihnen doch ein Zugehörigkeitsgefühl ermöglicht?
»Es fühlt sich kontraintuitiv an, aktiv Freundschaften zu suchen. Ich denke, es sind generell noch viele Hemmungen da, besonders in Bezug auf meine eigene Identität. Hat man überhaupt ein Anrecht da zu sein oder nicht? Es ist leider immer noch sehr komplex.«

Bei unseren Interviewpartnerinnen besteht der Freundeskreis hauptsächlich aus weißen Freund:innen. Das führt zu Missverständnissen und Aussagen, die selbst im engen Freundeskreis nicht zu vermeiden sind.

DAS GEFÜHL, NICHT DEUTSCH GENUG ZU SEIN, IST IMMER PRÄSENT.

»Irgendwie ergibt es sich einfach nicht. Viele in meinem Freundeskreis sind an der Uni und eigentlich sind fast alle Weiß. Manchmal sagen Leute im engen Freundeskreis dann trotzdem komische Sachen, und man denkt sich nur so: ‚Hä, checkst du es nicht?' Ich weiß immer nicht, ob es dann angebracht ist, etwas zu sagen oder nicht.«

Der Raum, um unangebrachte Kommentare auszudiskutieren, ist POCs nicht automatisch gegeben. Es sind meistens die unterschwelligen Aussagen, die einem den Mut nehmen, etwas zu sagen. Die enge Beziehungen zwischen Freund:innen sollte es leichter machen, solche Probleme gemeinsam zu reflektieren, aber erschwert oft die Situation. Das liegt auch an den zahlreichen negativen Erfahrungen mit der Konfrontation. Viele POCs, die in einem Weißen Umfeld aufwachsen, sind darauf angewiesen und es gewohnt, Anmerkungen zu ignorieren, wegzulachen oder leise drüber zu stehen. Diese Erfahrung schafft eine tiefe Bescheidenheit bezüglich eigener Probleme.

Solidarität

Diese Gesprächsausschnitte sollen auffordern, aktive Solidarität zu zeigen. Wenn POCs in eurem Umfeld Kommentare bekommen oder sogar angepöbelt werden, ist es wichtig zu realisieren, dass sie dem nicht entkommen können und es auch nicht ignorieren können. Selbst der akademische Raum unserer Interviewpartnerinnen bietet keinen Schutz gegen internalisierten Rassismus. Und: Selbst innerhalb der Rassismuserfahrungen besteht eine Vielschichtigkeit von Privilegien. Jeder POC hat eigene Grenzen und Erfahrungen, die zu respektieren sind. Als Weiße Person bleibt einem, diese anzunehmen, zu hinterfragen und zu agieren. Die Aufmerksamkeit unserer Mitmenschen spielt eine wichtige Rolle, um internalisiertem Rassismus entgegenzuwirken.



AALIYAH MEIER (20)

studiert Medienwissenschaft und Kunstgeschichte. Ihre eigenen Rassismuserfahrungen sowie die Gespräche mit Betroffenen inspirierten sie zu diesem Artikel.

von Adina Kükelhahn

Moin Bayern!

Vor etwa einem halben Jahr hätte ich es mir nicht träumen lassen: Ich, eine waschechte Norddeutsche, in Bayern? Bayern ist in unseren Augen immer ein bisschen anders. Bayern, das steht für Brez(el)n, Bier und Berge. Doch schnell habe ich gemerkt, dass die Realität facettenreicher ist. Bayern ist nicht auf Stereotype zu reduzieren und doch bleibt es anders. Neugierig, wie es anderen Norddeutschen in Bayern ergeht, habe ich mich auf die Suche gemacht und mit ihnen gesprochen. Vielleicht kann ich ja von ihren Erfahrungen etwas lernen und wer weiß – vielleicht wächst mir dieses Bayern ja doch noch richtig ans Herz.



Modou Mbenga, 23 Jahre alt, stammt aus Oldenburg in Niedersachsen und lebt seit etwas über einem Jahr in Regensburg. © Olivia Rabe



Birgit Egen, 57 Jahre alt, kommt aus Lüneburg in Niedersachsen und ist vor über 30 Jahren nach München gezogen – der Liebe wegen. © Adina Kükelhahn

Lautschrift: Hast du einen Kulturschock in Bayern erlebt?

***Modou**: Als ich das erste Mal meine WG besucht habe, war gerade Oktoberfest und alle waren in Lederhosen. Ich dachte nur: ‚Das kann doch nicht sein – hier werden wirklich alle Klischees bedient!' Was ich auch krass fand, war die Zugfahrt, als ich hier angekommen bin: Alle in der Regio-Bahn haben Bier getrunken. Das ist bei uns in Niedersachsen verboten.*

»Hier dreht sich einfach viel ums Bier.«

Auch die Bierautomaten an der Uni haben ihn überrascht:

***Modou:** Hier dreht sich einfach viel ums Bier.*

Ein weiterer Kulturschock war der Dialekt:

***Modou:** Die Sprache war am Anfang auch eine Herausforderung. Die ersten Leute, die ich kennengelernt habe, kamen aus dem Bayerischen Wald. Wenn die untereinander geredet haben, habe ich wirklich nichts verstanden.*

***Birgit**: Einen klassischen Kulturschock hatte ich nicht! Ich kannte München schon vorher, und durch meine Arbeit im Theater, in der Wissenschaft und auch in der Kunst war ich schon immer in einem internationalen Umfeld unterwegs.*

Birgit erzählt mir außerdem, dass ihr Partner, ein gebürtiger Münchner, sie zudem schon früh mit bayerischen Gepflogenheiten vertraut gemacht hatte.

Welche bayrischen Traditionen oder Gepflogenheiten hast du mittlerweile übernommen und welche wirst du wahrscheinlich nie übernehmen?

***Modou**: ‚Servus' werde ich niemals übernehmen – das kann ich nicht. ‚Habe die Ehre' finde ich aber eigentlich ganz lustig.*

Seine Begrüßung bleibt aber norddeutsch:

***Modou:** ‚Moin' ist für mich halt ein bisschen Heimat, das muss mit her genommen werden.*

»Da wurde ich prompt belehrt, dass man hier ‚Grüß Gott' sagen müsse.«

Modou schätzt außerdem die traditionellen Feste in Bayern, auch wenn ihm die Menschen dort nicht immer ganz »taugen«.

***Birgit**: Das bayerische Lebensgefühl hat definitiv etwas. Skifahren im Winter, spontane Ausflüge nach Italien im Sommer – das gehört mittlerweile für mich dazu.*

Aber eine Grenze gibt es für Birgit:

***Birgit:** Bairisch sprechen werde ich nie. Das klingt bei uns Nicht-Bayern einfach immer, sagen wir mal – ‚ambitioniert'.*

Gibt es eine Begegnung mit Bayern, die dir besonders im Gedächtnis geblieben ist?

***Modou**: Ja, auf einem Flohmarkt habe ich mal versucht, mit einem zu verhandeln. Das ging gar nicht – ich habe ihn einfach nicht verstanden! Er hat in seinen Bart genuschelt und irgendwann dachte ich mir: ‚Scheiß drauf, ich kauf's halt nicht.'*

Trotzdem sieht Modou auch die witzigen Seiten an der Sprachbarriere:

***Modou:** Meine Freunde reden manchmal aus Spaß so (im Dialekt) miteinander. Mittlerweile verstehe ich auch mehr – das finde ich dann lustig.*

Er findet es schön, dass die bayerischen Dialekte lebendig bleiben, während Plattdeutsch in seiner Heimat kaum noch gesprochen wird.

Auch wenn Birgit mittlerweile richtig gut in Bayern integriert ist, gibt es trotzdem noch Situationen, die sie an ihre norddeutsche Seele erinnern.

***Birgit**: Gestern zum Beispiel: Ich war in unserem kleinen Dorf-Café und habe einen älteren Herren freundlich mit ‚Hallo' begrüßt, nachdem er ‚Grüß Gott' gesagt hatte. Da wurde ich prompt belehrt, dass man hier ‚Grüß Gott' sagen müsse. Das hat mir mal wieder gezeigt, wie wichtig ein ‚Grüß Gott' oder ein ‚Servus' in Bayern ist.*

Was vermisst du am meisten an Norddeutschland, und gibt es etwas, das Bayern für dich überraschend besser macht?

***Modou**: Das Wetter, komischerweise, das flache Land und die Art der Leute. Bei uns im Norden sind die Menschen irgendwie offener, obwohl man eigentlich immer sagt, wir wären verschwiegen und sagen nicht so viel. Hier in Bayern sind sie ein bisschen gröber, finde ich.*

Besser in Bayern findet er:

***Modou**: Naturausflüge. Mit meinen Freunden hier gehe ich manchmal Pilzesammeln, man ist hier ein bisschen naturverbundener.*

Manchmal erkundet er in seiner Freizeit einfach Bayern. Er will auch wissen, was es so um ihn herum gibt. Mir gibt er den Tipp, beim »Kloster Weltenburg« eine Wanderung zu machen, er war dort mittlerweile schon öfter.

»Das Meer«, sagt Birgit, ohne zu zögern.

***Birgit**: Die Weite, die frische Brise, die Strände von Nord- und Ostsee – das sind Kindheitserinnerungen, die tief in mir verankert sind. Aber auch ohne Meer hat Bayern einiges zu bieten – wenn man ›Grüß Gott‹ nicht vergisst.*

Nach Birgit hat Bayern seinerseits etwas Einzigartiges zu bieten – Die Biergärten.

***Birgit**: Mit Freunden und zum Teil Fremden im Schatten von Kastanienbäumen zu sitzen, mitgebrachtes Essen auszupacken und dazu ein frisch gezapftes Bier zu genießen – das macht mir immer Spaß.*

Im Sommer sollte ich unbedingt mal einen Biergarten ausprobieren, vielleicht gibt Birgit mir ja auch mal ein Bier aus.

ADINA KÜKELHAHN (24)

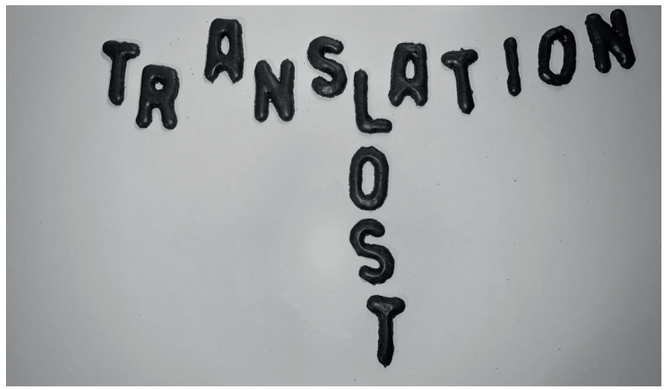


kommt ursprünglich aus Bremen, studiert im ersten Mastersemester Demokratiewissenschaften in Regensburg. Die Gespräche mit anderen »Zuagroasten« und die ähnlichen Erlebnisse haben sie zu diesem Artikel inspiriert.

von Anne Theresa Mathis

LOST IN TRANSLATION?

Welche Sprachbarrieren begegnen internationalen Studierenden im Regensburger Alltag und wie gehen sie damit um? Wie gut ist ihre Integration in die Studierendengemeinschaft und was wünschen sie sich für die Zukunft? Ausländische Studierende und zwei Sprachdozentinnen in Regensburg im Gespräch.
Die Namen der Studierenden wurden auf deren Wunsch hin von der Redaktion geändert.



Nur wenige Studierende in Regensburg fühlen sich ‚Lost in Translation'. © Mathis

Deutsche Sprache, schwere Sprache

Während eines Auslandssemesters oder im Urlaub in einem anderen Land haben viele sicherlich schon einmal Erfahrungen mit Sprachbarrieren gemacht. Selbst im eigenen Land sind sprachliche Hürden aufgrund von Dialekten keine Seltenheit. Um die sprachlichen Herausforderungen, mit denen ausländische Studierende und Auszubildende in Regensburg konfrontiert sind, besser zu verstehen, ist unsere Autorin mit ihnen – auf Deutsch – ins Gespräch gekommen.

Die meisten Studierenden haben bereits ein sehr gutes Deutschniveau und dennoch lauern viele sprachliche Fallstricke im Regensburger Uni-Alltag.

»Es passiert mir ganz oft, dass nur ein kleines Wort fehlt und dadurch kann alles schief gehen«, erklärt Athena, Studentin aus den USA. Bürokratische Prozesse und Formulare wie die Verlängerung ihres Aufenthaltstitels oder eine Arbeitgeberbestätigung würden ihr Probleme bereiten.

Vor allem Behördengänge stellen für viele Studierende ein Problem dar, da die nötigen Dokumente und Internetseiten zu unübersichtlich seien.

»Und die Leute sprechen kein Englisch dort, obwohl sie mit ausländischen Leuten interagieren. Und wenn sie Englisch sprechen, ist es sehr, sehr schlecht«, berichtet Lane, der vor etwas mehr als einem Jahr für sein Studium von Australien nach Deutschland gekommen ist.

Auch Sprachdozentin Dr. Michaela Trenner-Haberkorn kennt die sprachlichen Herausforderungen ihrer Studierenden sehr gut und erzählt: »Die Studierenden sind hier im Alltag mit dem bayerischen Dialekt und mit der Aussprache konfrontiert. Ich glaube auch, dass wir Dinge manchmal zu schnell aussprechen oder die Umgangssprache nicht immer ganz korrekt ist.«

Sprachbarrieren in der Ausbildung

Elisabeth Bauermann ist Pflegepädagogin und Sprachdozentin. Sie blickt auf das Thema Sprachbarrieren im Kontext der Ausbildung in der Pflege. Auch dort stehen sprachliche Herausforderungen von Auszubildenden und Fachkräften aus dem Ausland, den sogenannten *International Educated Nurses* (IENs), auf der Tagesordnung. Mit Sprachbarrieren hätten sie vor allem deshalb zu kämpfen, »weil unsere Auszubildenden und unsere IENs ja parallel auch arbeiten müssen. Wenn sie dann noch gleichzeitig die Sprache lernen sollen, dann ist es sehr anstrengend. Sie müssen korrekt arbeiten, aber auch die Patient:innen oder das Team verstehen«, sagt Bauermann. Hinzu käme bei vielen eine andere Schriftsprache, wie etwa bei Auszubildenden aus Indien.

»Manche schaffen wirklich die Probezeit nicht, was dann sehr schlimm ist, auch für uns Lehrende. Denn wir wissen dann, dass sie wieder zurückgeschickt werden.

Englisch als Lingua franca in Regensburg?

Obwohl viele der Studierenden, mit denen unsere Autorin gesprochen hat, auf Englisch studieren oder Englisch sogar ihre Muttersprache ist, sind sie sich einig: Um sich in Deutschland zu integrieren, deutsche Freund:innen zu finden oder einen Minijob zu machen, sind gute Deutschkenntnisse unerlässlich. »Es ist egal, wo du wohnst: Wenn du in Spanien, Irland oder Frankreich wohnst, musst du die Muttersprache lernen«, sagt Mary in einem B1-Deutschkurs und der ganze Kurs nickt zustimmend. Lane erklärt:

»Sogar mit meinem C1-Deutschniveau finde ich es oft schwierig, mich in Gruppen zu integrieren.«

Mariia kommt aus Russland und studiert in Regensburg den Masterstudiengang *English Linguistics*. Sie erzählt, sie könne auf Englisch vor allem mit Gleichaltrigen sehr gut kommunizieren. »Aber mit den Menschen über 60 ist es natürlich ein bisschen schwieriger, weil ihnen manchmal die Vokabeln fehlen oder sie nicht so offen sind. Aber ich glaube, das ist einfach Angst oder Unsicherheit.« Karen aus Irland betont: »Wenn Leute herausfinden, dass ich Englisch spreche, denken sie: ‚So, let's talk in English.' Ich antworte dann aber auf Deutsch. Ich muss Deutsch lernen, weil ich hier bleiben und arbeiten möchte.«

Eine internationale Ausrichtung der Uni und ein großes englischsprachiges Studienangebot ermöglichen also einerseits eine große internationale Studierendengemeinschaft, andererseits »geht aber schon auch etwas verloren«, findet Michaela Trenner-Haberkorn. »Sprachenvielfalt ist gut. Das heißt aber auch, dass wir die hier pflegen müssen und hier auch viel auf Deutsch machen.«

Erfahrungen mit Diskriminierung

»Ich persönlich habe keine Diskriminierung erfahren. Aber ich denke, weil ich weiß bin. Ich sehe ja deutsch aus. Meine Mitbewohnerin ist Russin, studiert Zahnmedizin und spricht perfekt Deutsch. Trotzdem sind viele Menschen am Telefon von ihrem Akzent genervt«, erzählt Athena aus den USA.

Michaela Trenner-Haberkorn beobachtet, dass das Thema Diskriminierung trotz vieler positiver Erfahrungen von Studierenden präsent ist: »Ich glaube, dass es trotz allem immer noch dieses Prestige von Sprachen gibt, das dann komischerweise bei manchen Sprachen niedriger ist als bei anderen, wo oft reiche Länder dahinter stehen, mit denen wir gute Beziehungen oder eine lange Geschichte haben.«

Diversität muss Normalität werden

Wie gehen wir nun in Zukunft mit sprachlicher und kultureller Vielfalt an der Uni Regensburg und in unserer Gesellschaft um? »Deutschland ist schon lange ein Einwanderungsland. Das haben wir sehr spät wahrgenommen, deswegen ist es bei uns immer noch so abnormal, dass man nicht Deutsch spricht. Meiner Meinung nach ist es aber normal, in unserer globalisierten Welt diese Diversität zu erleben. Es sollte Normalität sein, dass wir divers sind, auch in unseren Nationalitäten«, betont Elisabeth Bauermann.

»Sprachbarrieren sind natürlich erst einmal frustrierend, aber es macht auch wahnsinnig Spaß, Barrieren zu überwinden. Es macht einen glücklich und stolz«, versichert Michaela Trenner-Haberkorn. Sprachbarrieren sind menschlich, denn wir kennen sie alle. Interaktion und gemeinsames Vernetzen unter uns Studierenden sind daher wichtig. Nur so können Sprachbarrieren überwunden werden!



ANNE THERESA MATHIS (21)

studiert Deutsch-Französische Studien und Deutsch als Fremdsprachenphilologie. In ihren Gesprächen hat sie vor allem eins dazugelernt: Sprachbarrieren sind menschlich und überwindbar!

von Markus Leschka

DANK TANDEM ZU MEHR TEILHABE

In einem fremden Land anzukommen, eine fremde Sprache zu lernen und auf sozialer Ebene Anschluss zu finden – das sind Herausforderungen, die Viel abverlangen. Gut, wenn man dabei nicht allein ist. Dominik und Daniel erzählen von ihren Erfahrungen, die sie als Tandempaar beim Jugendmentoring von CampusAsyl gemacht haben.

Lautschrift: Wie funktioniert das Jugendmentoring?
Dominik: Es läuft in der Regel so ab, dass jedem Mentor, also jedem Freiwilligen, der sich engagieren möchte, ein *Mentee* zugeordnet wird, also ein Mensch mit Flucht- oder Migrationserfahrung. Und dann läuft das meistens darauf hinaus, dass man ein freundschaftliches Verhältnis aufbaut und die Freizeit miteinander gestaltet, indem man zum Beispiel Gemeinschaftsaktivitäten mit anderen Tandems durchführt. Die *Mentees* sollen in die Regensburger Gesellschaft integriert werden, damit sie unter Menschen kommen und sich entsprechend hier einbringen können.

Wie viel Zeit verbringt ihr in der Woche zusammen?
Dominik: Es ist wünschenswert, dass man sich einmal in der Woche trifft, da ist man aber auch recht flexibel. Als ich jetzt zwei Wochen krankgeschrieben war, war das auch überhaupt kein Thema. Und dann schaut man einfach, dass es bei beiden passt.

Und was macht ihr am liebsten zusammen?
Dominik: Wir sind häufiger mal essen gegangen, um uns gegenseitig kennenzulernen und haben uns zusammen die Stadt angeschaut. Wir waren auch zum Beispiel in der Couch. Andere Tandems schauen auch zum Beispiel gemeinsam Filme und machen ganz verschiedene Sachen.

Daniel, wie war es für dich in Regensburg anzukommen?
Daniel: Für mich war der Anfang schwierig, weil ich nicht viel Deutsch konnte und ich nur wenige Jobs finden konnte. Ich musste auch ein halbes Jahr auf einen Deutschkurs warten. Das war sehr schrecklich für mich. Auch die Wohnsituation war zu Beginn nicht einfach. Mein Freund hat mir dabei geholfen, die Stadt kennenzulernen und Dominik natürlich.

Wie hat sich dein Leben hier in Regensburg durch das Jugendmentoring verändert?
Daniel: Dominik hilft mir dabei, mein Deutsch zu verbessern. Zu Beginn haben wir noch auf Englisch gesprochen, aber mittlerweile reden wir untereinander auf Deutsch. Ich spiele außerdem gerne Tennis, da hat Dominik mir geholfen, einen Club zu finden.


Zusammen in der Altstadt. © Privat

Wie werden die Tandems von der Projektleitung unterstützt?
Dominik: Es gibt ganz unterschiedliche Schulungen, die man als Mentor machen kann. Außerdem gibt es tatsächlich die Möglichkeit, dass wenn man Aktivitäten macht – wir haben jetzt zum Beispiel vor, dass wir Schlittschuhfahren gehen – dass man die Kosten dafür durch *CampusAsyl* decken kann. Es gibt eine Ansprechperson für das Jugendmentoring, das ist Hannah. Sie ist in der Regel bei den Gruppentreffen dabei und kümmert sich darum, dass auch alles gut abläuft. An sich hat man einen großen Spielraum, was man zusammen machen kann. Man kann Hannah auch kontaktieren, sie weiß auch, was die anderen Tandems so machen, da kann man sich Tipps holen und Kontakt zu den anderen Tandems herstellen.

Wie sehen die Großgruppentreffen aus?
Dominik: Wir hatten schon zwei Großgruppen Aktivitäten, bei denen sich die verschiedenen Tandems treffen. Die erste Gruppenaktivität, an der wir teilgenommen haben, war ein *Running Dinner*, das heißt, mehrere Tandems haben Essen zubereitet und ihre Wohnung zur Verfügung gestellt, wo man essen konnte, dann haben wir die Wohnungen durch rotiert und bei den anderen gegessen. Die zweite Aktivität war die Weihnachtsfeier, wo man mit den anderen Tandems Gesellschaftsspiele spielen konnte, oder auch – wie Daniel und ich – Plätzchen backen konnte. Da lernt man dann auch definitiv zusammenzuarbeiten und das ist eine Erfahrung wert.

Was lernt man aus den Begegnungen mit Mentees?
Dominik: Man lernt, definitiv sehr einfühlsam mit unterschiedlichen Menschen umzugehen. Bei mir war es so, dass ich immer einen recht homogenen Umkreis gehabt habe, mit Freunden, die das gleiche gemacht haben wie ich, die aus der gleichen Ortschaft kamen und so. Jetzt lerne ich natürlich auch viel Neues kennen. Wenn wir zum Beispiel hier zum Weihnachtsmarkt gehen, dann kann man da auch Unterschiede zu Weihnachtsmärkten in Rumänien feststellen, wenn man mit Daniel darüber plaudert. Dort gibt es ganz anderes Weihnachtsessen wie zum Beispiel *Sarmale* und es wird vor allem viel Kinderspielzeug verkauft. Wenn man über solche banalen Sachen spricht, lernt man noch einmal ganz neue Dinge. Lustige Gespräche hatten wir häufig. Auch, weil es eine gewisse Sprachbarriere gibt und sich da auch mal Missverständnisse ergeben.

Wie würdet ihr eure Erfahrung mit dem Jugendmentoring zusammenfassen?
Dominik: Ich denke, zusammenfassend kann man sagen, dass das Jugendmentoringprogramm eine sehr gute Option ist, um seinen Umkreis zu erweitern, weil man dort sehr freundliche und zuvorkommende Menschen trifft. Ich würde es jedem weiterempfehlen.
Daniel: Ja, *CampusAsyl* hat mir sehr geholfen und es ist eine schöne Erfahrung dabei zu sein.

INFO

Das Jugendmentoring von *CampusAsyl e.V.* ist ein soziales Projekt zur Förderung der gesellschaftlichen Teilhabe von Jugendlichen mit Fluchterfahrung.

Das Projekt führt Tandempaare, bestehend aus sich ehrenamtlich engagierenden Mentor:innen sowie Mentees (den Jugendlichen), zusammen, welche gemeinsame Freizeit verbringen.

Ziel ist es, Jugendliche mit Fluchterfahrung an positive Vorbilder heranzuführen, verschiedene Schlüsselqualifikationen zu vermitteln und den Jugendlichen eine aktive Freizeitgestaltung mit einer Ansprechperson außerhalb der Familie zu ermöglichen.

MARKUS LESCHKA (19)



Markus Leschka (19) studiert Deutsch-Italienische Studien und fragt sich, wie man Menschen mit Migrationshintergrund mehr Teilnahme ermöglichen kann. Bei seiner Begegnung mit Dominik und Daniel hat er erlebt, wie bereichernd Gemeinschaft über Kulturen hinweg ist und wünscht sich, dass kulturelle Diversität auch in der Politik als Chance verstanden wird.

von Antonia Herzinger

GEBÄRDEN STATT WORTE

Ein »Gespräch« ist per Definition ein »mündlicher Gedankenaustausch in Rede und Gegenrede«. Viele gehörlose Menschen können sich aber nicht mündlich austauschen. Deshalb gibt es Gebärdensprache(n). An der Universität Regensburg leitet Andreas Peppe dafür sowohl einen Anfänger:innen- als auch einen Fortgeschrittenenkurs.



Im Gebärdensprachkurs für Anfänger:innen lernen Studierende der Uni und der OTH die *basics*, um sich mit Gehörlosen verständigen zu können. © Antonia Herzinger

Im Raum des Gebärdensprachkurses für Anfänger:innen herrscht kurz vor Beginn der Stunde angenehme Stille. Andreas Peppe (54) bereitet am Laptop die Präsentation für seinen Unterricht vor. Er ist seit einer Hirnhautentzündung im Alter von einem halben Jahr gehörlos. Seit 2011 bietet er Gebärdensprachkurse an der OTH, seit 2012 an der Uni an.

»Seit die Gebärdensprache 2002 in Deutschland offiziell anerkannt wurde, stieg auch bei den Hörenden das Interesse (hauptsächlich bei Personen aus dem Sozialbereich), die Sprache zu lernen. Deshalb will ich meinen Beitrag dazu leisten«, schreibt Peppe in einem schriftlichen Interview. Zu seinen Kursen kommen vorwiegend – aber nicht ausschließlich – Studierende.

Aber wie genau läuft ein Kurs ab, wenn der Dozent nicht spricht und die Schüler:innen noch kaum Gebärden können? Ganz einfach, stellt unsere Redakteurin fest: Andreas Peppe wirft eine Präsentation an die Wand, auf der alles Wichtige geschrieben steht. Außerdem hat er eine Tafel zur Verfügung, auf dem er zusätzlich Notizen machen kann.

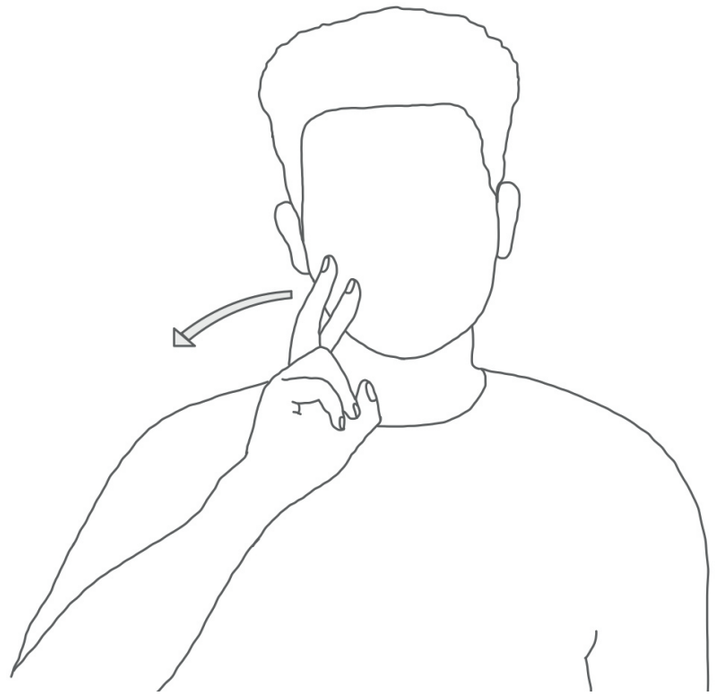
An diesem Tag übt der Kurs zum Beispiel Farben und Tiere sowie verschiedene Getränke und Mahlzeiten. Viele Gebärden leuchten sofort ein: Für »rot« deutet man auf die eigenen Lippen, für »rosa« streicht man sich über die Wange. Für »Elefant« deutet man einen Rüssel an und für »Schnaps« tut man so, als würde man ein Shot-Glas exen.

Über das »Fingeralphabet« können die Kursteilnehmenden Andreas Peppe auch nach den Gebärden für andere Wörter fragen, die sie interessieren. »Was heißt ‚vegan'?« fragt eine Studentin mit ihren Händen. Andreas Peppe hebt Mittel- und Zeigefinger seiner rechten Hand zu einem V (wie das *Peace-Zeichen*). Dann berührt er mit dem Zeigefinger seitlich sein Kinn und macht eine kurze, schnelle Bewegung nach vorne. »Ah, ist das geil!«, ruft die Studentin mit leuchtenden Augen aus.

Sonst ist es sehr still im Raum, weil ja niemand spricht. Etwa anderthalb Stunden kommuniziert die ganze Gruppe nur mit ihren Händen – obwohl ja alle Teilnehmende sprechen könnten.

SPRACHBARRIERE TREIBT GEHÖRLOSE IN DIE »VEREINSAMUNG«

Andreas Peppe findet es sehr wichtig, dass mehr hörende Menschen Gebärdensprache lernen: »Gehörlose Menschen treffen aufgrund ihrer Behinderung im Alltag auf teilweise unüberwindbare Barrieren.



Die Gebärde für »vegan«. © Antonia Herzinger

Die Sprachbarriere treibt sie im täglichen Leben, vor allem im Arbeitsleben, in die ‚Nichtbeachtung' und ‚Vereinsamung'.« Er würde Gebärdensprachunterricht an Schulen und die Aufwertung des Gebärdensprachdolmetschers sehr begrüßen.

In den vergangenen Jahren habe es einige positive Entwicklungen gegeben: Gehörlose können mittlerweile über sogenannte Dolmetschertelefone zum Beispiel mit ihrem Arzt oder ihrer Versicherung telefonieren. Immer mehr Fernsehsendung und Veranstaltungen wie Konzerte und Theater nutzen Dolmetscher:innen. Auch »Tatort« gibt es seit 2024 mit Gebärdensprache. Videoanrufe über Smartphones und Laptops erleichtern Gehörlosen zunehmend die Kommunikation.

Allerdings gibt es an vielen Stellen laut Peppe noch Verbesserungsbedarf: Viele Lehrer:innen und Erzieher:innen beherrschen Gebärdensprache gar nicht oder nur teilweise – sogar an Schulen für Gehörlose. Live-Ausstrahlungen aus dem Bundestag oder dem Landtag und viele Nachrichtensendungen würden in Deutschland noch ohne Dolmetscher:in gezeigt. In Ländern wie Frankreich, Großbritannien und den USA gebe es bei solchen Formaten stets Dolmetscher:innen. Außerdem fehlt Gehörlosen noch eine Möglichkeit, den Rettungsdienst, die Feuerwehr

oder die Polizei verständigen zu können.

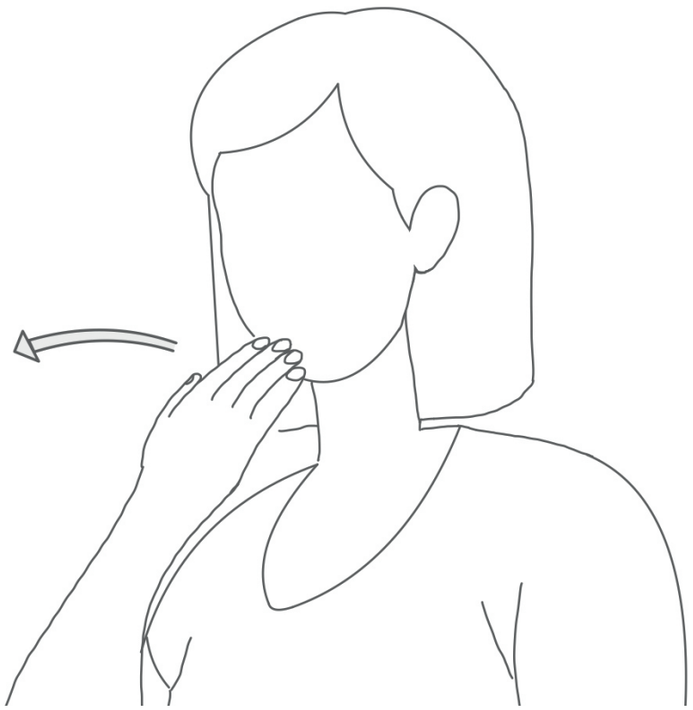
GROSSE HÜRDEN IM BERUFLICHEN KONTEXT

Am Arbeitsplatz seien die Hürden für Gehörlose besonders groß, schreibt Peppe, weil sie mit ihren Kollegen oder Abteilungsleitern nicht verbal kommunizieren können. Manche Menschen würden im ersten Moment denken, Gehörlose seien funktionale Analphabeten, die nicht sinnerfassend lesen und nach Grammatikregeln schreiben können.

Vor allem, wenn man einen neuen Job anfängt, sei das besonders problematisch: »Ein Kollege denkt sich vielleicht: ‚Wie soll man mit dem neuen Mitarbeiter umgehen, der so komisch spricht. Bevor ich ihm alles erkläre, mache ich es selber.' Obwohl der Gehörlose die Fähigkeit hätte, die Arbeit selbstständig durchzuführen, wenn man ihm den Ablauf erklärt hätte.«

Andreas Peppe wünscht sich, dass sich mehr Menschen die Mühe machen, Gebärdensprache besser zu verstehen.

Die Studierenden in seinem Kurs geben sich auf jeden Fall Mühe. Alle sind mit großer Begeisterung dabei. Hier verkriecht sich niemand hinter seinem Laptop, wie in so vielen anderen Vorlesungen und Seminaren. Die jeweilige Motivation der Teilnehmenden kann ganz verschieden sein. Emma zum Beispiel besucht den Kurs, weil ihre Tante und ihre Mutter aufgrund einer Krankheit Schritt für Schritt ihr Gehör verlieren. Sie studiert aber auch Soziale Arbeit an der OTH. »Für mein Studium und später fürs Berufsleben ist es auch nicht schlecht, Gebärdensprache zu können«, sagt sie. Der Kurs macht ihr aber auch sehr viel Spaß und sie ist sehr froh, dass er angeboten wird.



Die Gebärde für »Danke«. © Antonia Herzinger



ANTONIA HERZINGER (22)

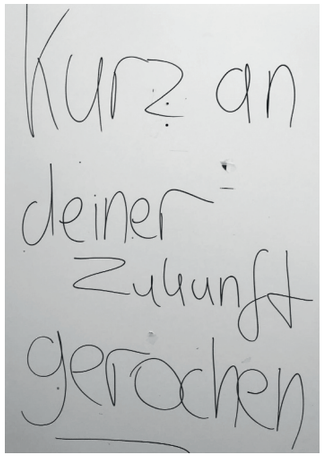
studiert Politikwissenschaft, Amerikanistik und Medienwissenschaft. Sie hat sich schon länger gefragt, wie Gebärdensprache funktioniert und wie gehörlose Menschen in unserer Gesellschaft zurechtkommen.

von Franzi Leibl

DER PT-STAMMTISCH

Bereits in vergangenen Ausgaben kommentierte unsere Autorin Alltagsinstallationen und Graffiti an der Uni. In diesem Semester musste sie mit ansehen, wie ein weiterer Ort der philosophischen Horizonterweiterungen der behördlichen Aufräumwut zum Opfer fiel – Ein satirischer Nachruf für den PT-StammTisch.

Das Leben als selbsternannte PH.D (Dokumentarin der philosophischen Horizonterweiterungen) ist ein hart verdientes Brot geworden – Einmal wegen der Zukunftsprognosen an den Toilettentüren unserer Universität:



Stinkende Aussichten auf einer Männer-Toilette. © Maximilian Sommer

Und nicht zuletzt, weil ein Ort des täglichen Schmunzelns zerstört wurde. Doch lasst mich von Vorne beginnen:

Angesichts der düsteren Aussichten in meinem Graffiti-Studium sah ich mich beinahe dazu gezwungen, mich auf mein eigentliches Studium zu konzentrieren. Dann fand ich *ihn*:

Er war der Mikrokosmos der philosophischen Horizonterweiterungen. Die Lobby der Alltagsinstallationen. Ein lebendiger Geschenketisch. Oder wie ich ihn einfach nannte: der PT-StammTisch.

Wenn man wissen wollte, wie die Menschen tickten, die in PT täglich ein- und ausgingen – und das ist wörtlich gemeint, da direkt daneben die Stechuhr für Angestellte hing – so musste man lediglich diesem Tisch einen regelmäßigen Besuch abstatten. Eben wie bei einem Stammtisch.

Das gute Stück war an sich ganz und gar nicht einzigartig – erst in seiner Funktion als Begegnungs- und Abladeort wurde der Tisch besonders. Und doch war sein Name niemandem bekannt. Fragte man Leute, wie lange denn der kryp**tisch**e Tisch bereits dort stehe, so konnte niemand darauf antworten, wer ihn wann einweihte, geschweige denn, wer als Letztes etwas darauf hinterließ. Der StammTisch schien mys**tisch** zu sein – und vor allen Dingen wirkte es, als würde er lebendig sein, da er jede Stunde seine Oberflächen-Ästhetik veränderte. Wie das



Der PT-StammTisch in seiner halbierten Gänze. © Laura Venzl





Zeugnisse einer anderen Zeit. © Franzi Leibl

möglich war? Dank dem Prinzip des zeitversetzten Gebens und Nehmens.

Letzteres funktionierte mit einer Art ‚unsichtbaren Hand': Ohne Hinweisschild und ohne Vertrag erschuf unser StammTisch eine Welt der Gegenseitigkeit. Menschen blieben hier stehen, um den Tisch mit einem schmunzelnden Kopfschütteln zu begutachten; um der Hektik des Alltags zu entkommen, indem sie plötzlich Zeit dafür fanden, in Beratungsbüchern über Kindererziehung zu stöbern – und das, obwohl sie doch gar keine Kinder hatten?! An anderen Tagen kam man ins Gespräch mit Interessierten. Sei es auch nur in stiller Form, indem man stöbernden Individuen augenzwinkernd ein Nicken zuwarf, wenn sie sich bei ihrer Schatzsuche in einem BH-Stapel (ja, auch solche Geschenke erhielt der Frauenschwarm) kurz ertappt fühlten. Der StammTisch wurde so zum Unikat (nur leider ohne Pizzen).



Verführerische Frauen – und Maria.
© Franzi Leibl

Ich hatte mich oft gefragt, welche Personen und Welten hier aufeinandertrafen. Wer hier Dinge inszenierte, hochstapelte, hinwarf oder gar Botschaften hinterlegte. Meine Blickdiagnosen stellten fest, dass es sich wohl um Menschen ab 40 Jahren aufwärts handeln müsste. Wie ich darauf kam? Nun…

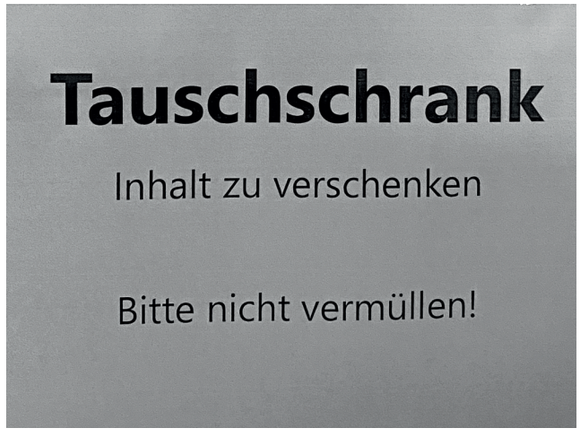
Manche Bücher wurden an anderen Tagen nahezu szenisch und antithe**tisch** präsentiert:

Neben einer Bücherauswahl waren Schuhe, Rosenkränze, Schnuller, Motorradhelme, Kaffeemaschinen, Heißluftfriteusen, Lava-Lampen (a.k.a Laberlampen) leere Flaschen und Deko-Artikel anzutreffen. Nicht umsonst hatte ich bereits liebevolle Kosenamen für den Tisch parat: Drama-Tisch, GraTis(ch), Roman-Tisch, Fantas-Tisch, Kind-Tisch, Brutalis-Tisch…

Das änderte sich mit den beiden auf ihn verübten Attacken: Obwohl der Stamm-Tisch Leute zusammengeführt und zu einem stummen Dialog zwischen Generationen, Fächern, Religionen und Angestellten eingeladen hatte, drängte man ihn in die Ecke und denunzierte ihn der Einladung zur Müllabladefläche: In der ersten Attacke wurde seine Präsentierfläche von zwei Tischen auf einen Tisch gekürzt. In der zweiten Attacke im November wurde er gar Opfer einer Säuberungsaktion. Man machte klar Tisch, wies ihn in endgültig in seine Schranken – oder eher in den Schrank:

Von diesem Zeitpunkt an wurde unser StammTisch entkleidet und nutzlos; all sein kreatives Chaos wurde in Fächer und Schubladen sortiert. Seine Existenz wurde einfach unter den Tisch gekehrt.

Manchmal mache ich mir Vorwürfe. Selbst als PH.D hätte ich aber wohl nichts verhindern können – hierfür müsste ich wohl erst habilitieren. Doch was sind schon Lehrstühle, wenn es



Für einen Namen konnte man sich wohl nicht entscheiden.
© Franzi Leibl



Lehrtische wie diesen gab? Dieser Tisch ahnte, was man brauchte, noch bevor man es gewusst hatte, dass man es braucht! Er war ein Paradebeispiel für die Funktion kapitalis**tisch**en Marketings und das, obwohl er gleichzeitig für ein Ende der Kommerzialisierung stand. Ja, dieser Tisch bot Potenzial für Begegnungen und Widersprüche. Vieles hätten wir noch von ihm lernen können! Im Dezember 2024 wurde er uns nun endgültig genommen und muss seither wieder die Ellbogen halb-schlafender Studierender ertragen.

Möge er dennoch in Frieden stehen.

FRANZI LEIBL (22)



studiert Französisch, Geschichte und Philosophie/Ethik (Lehramt). Dem StammTisch verdankt sie das Wissen, dass es schier unzählige Rosamunde Pilcher-Romane geben muss. Den neuen Tauschschrank/ Schenk-Schrank wird sie vorerst dulden – wenn auch mit kri**tisch**em Beäugen.

von Carina Aigner

LET'S TALK ABOUT DEATH, BABY!

EIN INTERVIEW MIT HERRN PROF. DR. RUPERT SCHEULE

Der Tod ist unser stetiger Begleiter. Das ist bereits seit dem Mittelalter im Sinne der ‚Danse Marcabre' – den sogenannten ‚Totentänzen' – welche die Unausweichlichkeit des Todes behandeln, klar. Doch wie spricht man über etwas, von dem wir noch so wenig wissen? Gemeinsam mit Prof. Dr. Scheule, dem Begründer des Masterstudiengangs der Perimortalen Wissenschaften an der Universität Regensburg, versuchen wir, die großen Fragen nach dem Tod zu beantworten – ganz nach dem Motto »Let's talk about Death, Baby! Let's talk about you and me.«



Prof. Dr. Rupert Scheule. © Scheule

Lautschrift: Was hat Sie dazu bewegt, den Studiengang ‚Perimortale Wissenschaften' ins Leben zu rufen? Gab es persönliche oder akademische Auslöser dafür?

Hr. Scheule: Es gab beides. Mir fiel schon länger auf, dass wir Leben und Tod nicht in einer strikten 0-1-Kodierung verhandeln können à la ‚Jetzt ist der Tod da, jetzt ist das zu tun von X und vorher ist er nicht da, da war das zu tun durch Y'. Für *Spiritual Care Givers* ist es besser, wenn sie sich in der gesamten Zone rund um den Tod aufhalten können, wenn sie vor dem Tod mit der Familie und dem Sterbenden in Kontakt sind und uns auch nach der Trauerfeier nicht gleich vom Acker machen. Die Berührung mit dem Thema Sterben & Tod wird deutlich hilfreicher, wenn wir nicht an den Tod, sondern an den perimortalen Raum denken. Aber Sie fragen auch nach akademischen Anlässen für den Studiengang. Bei allen großen Menschheitsfragen haben wir einen akademischen Vorlauf von Jahrhunderten. Der Tod ist so eine Menschheitsfrage. Was neu ist und was jetzt aus meiner Sicht auch einen besonderen akademischen Spaßfaktor mit sich bringt, ist das Interdisziplinäre, dass im Rahmen der Studiums der Perimortalen Wissenschaften im Fokus steht.

Lernen die Studierenden auch, wie man selbst über Tod und Sterben spricht?

Ja. Das ist ein Studienangebot, das sprachfähig machen soll. Übrigens bedeutet Sprachfähigkeit auch zu lernen, wann man nichts sagen kann beziehungsweise sagen muss. Wir alle neigen ein bisschen dazu, einander zuzutexten. Grundsätzlich ist es wichtig, die verschiedenen Sprachspiele zu beherrschen. Dass Mediziner anders vom Tod reden als Philosophen, ist wichtig und muss berücksichtigt werden. Dass wir selbst durch unsere perimortale Sprachfähigkeit schon am Ende die talentierten Sterbenden sein werden, ist natürlich nicht gesagt.

Warum fällt es uns als Gesellschaft oft so schwer, über den Tod zu sprechen? Wie können wir lernen, offener mit diesem Thema umzugehen?

Sie sprechen die sog. *Death Denial*-These, die Todesleugnungsthese, dass in der Öffentlichkeit der Tod geleugnet wird. Das glauben wir alle schnell mal. Wenn man ein bisschen wissenschaftlich rangeht, stellt man aber fest, dass diese *Death Denial* Zeit allerspätestens seit den 80er Jahren vorbei ist. Im akademischen Bereich reden wir eh von jeher über Tod, aber speziell in den letzten Jahrzehnten auch in der breiteren Öffentlichkeit. Die Hospiz-Szene, die es eigentlich schon seit 80 Jahren gibt, hat daran großen Anteil. Obwohl ich einer pauschalen *Death Denial*-These also widersprechen würde, gebe ich zu: Je nach Umständen ist es trotzdem noch immer schwierig, vom Tod zu sprechen. Ich mache das an ein paar soziologischen Phänomenen fest: Wir alle haben die Aussicht, relativ spät zu sterben. Damit ist der Tod erst mal Jahrzehnte lang weit weg von uns. Und damit haben Menschen auch weniger konkrete Anlässe, über den Tod zu sprechen. Der begegnet ihnen, statistisch gesehen, in der ersten Lebenshälfte kaum. Fragen werden über eine lange Zeit nicht geklärt: Wie will ich denn sterben? Was ist mir vorher wichtig? Habe ich Hoffnung angesichts des Todes? Das sind ja auch große Fragen, die wir gern mal wegdrücken im Alltag. Wir können auch nicht an den Tod denken, ohne dass dabei der eigene Tod irgendwann vorkommt. Und das irritiert uns natürlich: Wir sind jetzt da – und irgendwann in den nächsten 100 Jahren werden wir nicht mehr da sein. Das ist so einfach wie irritierend.



Gespräche am Friedhof. © Lena Schmidberger

Welche Rolle spielt das Gespräch in der Sterbebegleitung? Wie wichtig ist der Dialog für Sterbende und ihre Angehörigen?

Ich würde unterstreichen, dass es zu 100 Prozent wichtig ist, mit Sterbenden zu reden. Das Allerschlimmste ist, zu kneifen und nicht zu ihnen zu gehen. Und Sie werden tausend Gründe finden, jetzt nicht zu einen Sterbenden zu besuchen. Immer. Wir sollten aber den Mut haben, uns selbst zuzurufen: Geh hin und schau, was er reden will. Das wird, glaube ich, das Entscheidende sein. Also mir fällt auf bei Gesprächen mit Schwerkranken, dass es um alles Mögliche gehen kann. Gerade habe ich das Gespräch mit einem alten Bauern im Kopf, der hat einfach sehr gerne über Traktoren, über *Fendt* und *John Deere* gesprochen. Das war dann auch mehr unser Thema als sein bevorstehender Tod. Wir als ‚noch-nicht-sterbende' Besuchende haben das zu akzeptieren. Es steht uns nicht zu, zu sagen: ‚Hey, jetzt lass uns doch bei diesem großen Thema Tod bleiben.' Nein, der Sterbende findet da häufig genau das Maß an thematischer Vertiefung, das er jetzt verträgt. Und wir müssen hierbei ein bisschen diesen normativen Druck rausnehmen. Der Sterbende selbst ist der Experte für seine Situation. Und wenn er zwischendurch mal über Bulldogs reden mag und über Stallorganisation und dann noch ein kleines Bisschen über sein Sterben, dann ist das genau das Richtige. Sprachfähigkeit und Gesprächskompetenz, die wir in den Perimortalen Wissenschaften natürlich versuchen auch anzuregen, werden sich gerade darin zeigen, so in so einem Gespräch mitzugehen.

Gibt es einen Ratschlag, den Sie jemandem geben würden, der sich das erste Mal mit einer sterbenden Person unterhält?

Ganz klar und einfach: Geh hin und unterhalte dich. Halte das aus. Es ist nahezu egal, ob du irgendwas Banales sagst, ob du irgendwelche Phrasen bringst. Aber geh hin und stell dich dem Gespräch. Und schau mal, was da kommt. Das Schlimmste, was dir passieren kann, ist, dass der oder die Sterbende sagt, mir geht es gerade nicht so, geh bitte wieder. Und dann kann man auch wieder gehen und das ist gut. Aber hingehen und gesprächsbereit sein, ist das Entscheidende. Trau dir das auch zu; wir trauen uns manchmal Dinge vorschnell nicht zu. Das wäre mein dringender Rat: Trau dir was zu. Du bist stark und kannst das. Geh hin und rede.

INFO

Das gesamte Interview kann online unter *https://www.lautschrift.org/* nachgelesen werden.

CARINA AIGNER (25)

studiert im Master ‚Perimortale Wissenschaften'. Sie hat sich die Frage gestellt, wie man mit Menschen in Situationen spricht, in denen einem selbst die Worte fehlen?



von Ida Müermann

WAAGNIS REGENSBURG: ESSSTÖRUNGEN IM GESPRÄCH

Magersucht, Bulimie und Binge-Eating-Störungen sind gemiedene Themen im gesellschaftlichen Diskurs. In Regensburg bietet die Beratungsstelle Waagnis Gespräche über Probleme und Hilfsangebote für Angehörige und Betroffene von Essstörungen an. Die Redakteurin hat sich mit Claudia Burmeister, Leiterin der Einrichtung, zu einem Interview getroffen.

Lautschrift: Wer sind Sie und was sind Ihre Aufgaben bei *Waagnis*?
Claudia Burmeister: Mein Name ist Claudia Burmeister, ich bin Sozialpädagogin und habe *Waagnis* 2009 mitgegründet. Ich bin die Leitung, mein Schwerpunkt liegt in der Beratung von Betroffenen, Angehörigen und Fachleuten. Ich mache Vorträge und Fortbildungen zu Essstörungen, meine Kolleg:innen und ich machen Präventionsveranstaltungen an Schulen und kümmern uns viel um Vernetzung. Wir bieten auch ambulant unterstütztes Wohnen an für Menschen, die schon eine Diagnose haben und noch nicht allein zurechtkommen. Dort gibt es Hilfe beim Einkaufen, Essen und Mahlzeitenstrukturen, außerdem Unterstützung für Behörden-Themen und Freizeitaktivitäten.

Wie werden die Gesprächsangebote finanziert?
Für Erwachsene finanziert uns der Bezirk Oberpfalz mit Sachkosten und Personalkosten. Eine städtische Stiftung sowie der Landkreis beteiligen sich auch. Bei Jugendlichen müssen wir aktuell viel um die Finanzierung kämpfen, weil die Beratung von Jugendlichen zu Essstörungen ein Graubereich ist. Eigentlich sollten sich Jugendliche an die Erziehungsberatungsstellen wenden, diese haben jedoch oft nicht die Zeit oder das Fachwissen zu Essstörungen.

Wie läuft ein Beratungsgespräch bei *Waagnis* ab?
Wenn eine Person zu uns kommt, gibt es ein paar Sachen, die wir im Erstgespräch abfragen. Zuerst schauen wir, was das Problem ist und wie stark sich die betroffene Person dadurch belastet fühlt. Es gibt oft einen Zusammenhang mit Ängsten, Depressionen, selbstverletzendem Verhalten oder Zwangsverhalten. Wir wollen herausfinden, wie der Alltag abläuft. Gibt es Sachen, die Spaß machen und Erfüllung bringen, gibt es Bezugspersonen, oder ist viel im Negativen? Danach richtet sich die Therapieempfehlung. Viele Leute wollen von uns auch nur eine erste Einschätzung, ob es sich um eine Essstörung handelt. Sie werden oft von Freund:innen oder Angehörigen zur Beratung geschickt, manchmal auch von Ärzt:innen oder Arbeitgeber:innen. Zudem schauen wir, ob es körperliche oder gesundheitliche Folgen gibt und empfehlen häufig eine ärztliche Untersuchung. Wir haben Listen von Therapeut:innen im Raum Regensburg, die Erfahrungen mit der Störung haben. Manche überbrücken bei uns die Wartezeit auf der Suche nach einem Therapieplatz.

***Waagnis* bietet neben Einzelberatungen auch Gruppengespräche an. Wie sind diese aufgebaut?**
Es werden zunächst bestimmte Abläufe und Gesprächsregeln des Treffens eingeführt. Zum Beispiel darauf zu achten, dass die Sitzung nicht nur im Negativen bleibt. Wir wollen den Fokus auf kleine Schritte richten, die funktioniert haben. Meistens macht die Kollegin im Laufe des Treffens auch eine Körperwahrnehmungs-, Achtsamkeits- oder Entspannungsübung.

Gibt es Phasen, in denen das Gesprächsangebot besonders intensiv genutzt wird?
Es gibt verschiedene Auslöser. Die Ferienzeiten machen einen Unterschied, weil wir viele Student:innen im Gespräch haben. Wenn die Uni losgeht, kommt die Risikogruppe wieder. Viele hoffen, dass es mit einem neuen Semester besser wird und konzentrieren sich darauf oder verschieben die Auseinandersetzung mit ihrem Problem. Die trübere Stimmung im Winter führt wieder zu mehr Fixierung auf die Essstörung und weniger Ausgleich und Kontaktfreude.



Besuch und Gespräch in der Beratungsstelle *Waagnis* in Regensburg. © Ida Müermann

Worauf sollte man im Gespräch mit einer betroffenen Person achten?

Grundsätzlich ermutigen wir immer zum Ansprechen. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich jemand angegriffen fühlt, ist dabei hoch. Am besten in einem ruhigen Rahmen möglichst sachlich sagen, was aufgefallen ist. Sorge und Fürsorge benennen und ein offenes Hilfsangebot machen. Wenn die Person das Gesprächsangebot ablehnt, muss man Raum lassen. Vor allem bei der Magersucht fehlt lange die Einsicht. Bei einer Bulimie oder Binge-Eating-Störung ist oft die Scham groß.

Was ist das wichtigste Thema im Beratungsgespräch mit Angehörigen?
Natürlich ist die häufigste Frage, wie man Betroffene dazu bringen kann, sich Hilfe zu holen. Wir sagen Angehörigen ehrlich, dass es ein zäher Weg ist. Es geht darum, Hilflosigkeit aushalten zu lernen und weiter gut für sich selbst zu sorgen. Sie sollten sich auch nicht auf Diskussionen über das Essverhalten einlassen. Und wir versuchen, Angehörigen Schuldgefühle zu nehmen.

Hat sich der gesellschaftliche Diskurs zu Essstörungen verbessert oder ist es immer noch ein Thema, über das nicht gesprochen wird?
Es stimmt beides. Es hat sich verbessert, und es ist immer noch für viele schwer, dazu zu stehen. Neulich sagte meine Frau, die eher eine Binge-Eating Thematik hat: »Wenn ich in Gruppen oder Vorträgen bin, dann geht es mir immer besonders schlecht, wenn dort auch Magersüchtige sind.« Weil magersüchtige Personen oft mehr Mitgefühl von anderen erhalten. Wenn jemand übergewichtig ist, empfinden wenige Empathie oder Mitgefühl. Da wird eher gesagt: »Reiß dich zusammen,« oder »so schlecht geht es dir doch nicht.«

Wofür müsste man den gesellschaftlichen Diskurs sensibilisieren?
Dafür, dass man eine Essstörung nicht immer sieht und es nicht immer äußere Zeichen gibt. Dass es auch eine mehr oder weniger bewusste Maske sein kann, wenn jemand auf ersten und zweiten Blick selbstbewusst und fröhlich auftritt. Und dass Betroffene große Ängste haben können, ihre anderen Seiten zu zeigen und sich zu öffnen.

INFO

Waagnis Regensburg - Kontakt:
Tel. 0941 - 599 8606
info@waagnis.de

IDA SOPHIE MÜERMANN(21)

studiert Lehramt für Gymnasien. Im Gespräch mit Waagnis konnte sie einen neuen Blickwinkel auf den achtsamen Umgang mit Essstörungen und Hilfsangebote erlangen.



von Sophie Stigler

HOFFNUNGSTRÄGER UND GRENZGÄNGER:

WIE DIE SUCHTAMBULANZ LEBEN VERÄNDERT

Am Regensburger Busbahnhof zeigt sich ein oft missverstandenes Bild: Menschen mit Alkoholflaschen, misstrauische Blicke, Rettungskräfte im Einsatz. Hinter diesen Zeichen von Sucht stecken Geschichten von Kampf, Leid und Hilfe. Die Fachambulanz der Caritas ist ein Ort, an dem Vorurteile abgebaut und Leben verändert werden. Was bewegt die Fachleute und wie sieht ihre Arbeit aus?



Marion Santl in einem Beratungsgespräch in der Fachambulanz. © H.C. Wagner

»Ich lebe in meinem beruflichen Alltag für den Austausch«, erzählt Barbara Steidl. Grund für ihr Engagement ist vor allem die Stigmatisierung von Suchterkrankungen. Diese können jeden betreffen und haben oft tiefere Ursachen, als es scheint. Die Beratungsstelle sei ein idealer Ort, um ins Gespräch zu kommen und Türen zu öffnen. Eine Herausforderung sind jedoch die Erwartungen von Klient:innen, besonders die der Angehörigen. Sie erklärt: »Ich kann immer nur dabei helfen, in eine Richtung zu gucken, die sich für die Person richtig und gut anfühlt.«

»Man weiß am Ende des Tages, dass man Gutes getan hat.«

Marion Santl, Leiterin der Fachambulanz, beschreibt die Arbeit in der Caritas Suchthilfe als »sinnstiftend«: Menschen, die oft durchs System fallen, finden hier Raum und Begleitung in ein zufriedeneres, gesünderes Leben.

Besonders berührend sind die Momente, in denen positive Wandlungen sichtbar werden: »Wenn man Teil sein konnte für eine positive Veränderung.« Herausfordernd wird es, wenn Angelegenheiten der Klient:innen eigene unverarbeitete Themen berühren. Frau Santl betont die Wichtigkeit, solche Gefühle im Team oder in der Supervision zu reflektieren und einen persönlichen Ausgleich zu finden.

Barbara Steidl unterstreicht, dass Vertrauen zentral ist: Betroffene müssen wissen, mit wem sie arbeiten, und dass alles Gesprochene der Schweigepflicht unterliegt. Falls jemand verschlossen ist, begegnet sie ihm mit Offenheit: »Das ist ein sicherer Raum. Sie können mir anvertrauen, was Sie wollen. Wir können zum Thema machen, was Sie wollen.« Zieloffene Arbeit ist entscheidend, denn Veränderung gelingt nur, wenn die Person selbst ein Anliegen hat

Frau Steidl lobt die Betroffenen für ihren Mut. Bereits der Weg zur Beratung beinhalte viele Hürden. Isolation und Scham durch die Suchterkrankung sollen aufgebrochen werden: »Es gibt viele Menschen, die diese Thematiken haben.« Oft steht hinter der Sucht eine psychische Erkrankung, Stress oder emotionale Belastung, die berücksichtigt werden müssen, um Verständnis und Hoffnung zu schaffen: »Da müssen Sie nicht allein durch. «

»Der Mensch gegenüber muss in dieser Situation ein Stück weit der wichtigste Mensch in meinem Leben sein,« beschreibt Frau Santl. Eine Begegnung auf Augenhöhe, authentische Gespräche und das Ansprechen schwieriger Themen nach Vertrauensaufbau sind wichtige Bestandteile.

In der Fachambulanz werden Angehörige oft in Gespräche einbezogen – entweder als emotionale Stütze von Anfang an oder später, wenn ihre Perspektive gefragt ist. Manchmal suchen sie selbst Hilfe, um die Situation der nahestehenden Person besser zu verstehen und Unterstützung leisten zu können. Alle drei Monate gibt es Infoveranstaltungen für Angehörige, bei denen ihre Sorgen und Gefühle ernst genommen werden. Ziel ist es, ihnen ein besseres Verständnis der Situation zu vermitteln und zu zeigen, dass ihr Besuch berechtigt ist.

»Wir können keine anderen Menschen ändern.«

Dabei wünschen sich viele klare Pläne, doch als freiwilliges Beratungsangebot kann die Fachambulanz niemanden zur Teilnahme zwingen:

»Es bleibt die Entscheidung der Betroffenen, was sie tun oder lassen.« Dies führt bei Angehörigen in scheinbar ausweglosen Situationen mitunter zu Enttäuschung. Der Leidensdruck der Angehörigen ist oft enorm, geprägt von jahrelangen Erfahrungen mit riskantem Konsum oder Abhängigkeit. Dabei betont die Fachambulanz, wie wichtig es ist, die eigenen Bedürfnisse nicht zu vernachlässigen.

Die Nachfrage nach Suchtberatung bleibt hoch, in einer Gesellschaft, die Suchterkrankungen oft fälschlicherweise mit mangelnder Selbstkontrolle gleichsetzt. »Eine Abhängigkeitserkrankung sucht sich keiner aus«, stellt Barbara Steidl klar. Sucht ist eine komplexe psychische Krankheit, die jeden treffen kann. Deshalb ist es entscheidend, Vorurteile abzubauen, Verständnis zu fördern und Hilfsangebote auszubauen.

Präventionsarbeit spielt dabei eine zentrale Rolle. Das Projekt »Mindzone« informiert junge Menschen in Partykontexten über *Safer Use* und lädt zu Gesprächen ein.

»Wir holen die Leute da ab, wo sie sind.«

Das Ziel: Konsumverhalten zu reflektieren und Risiken zu minimieren – ohne zu belehren. Präventionsaktionen finden auch im öffentlichen Raum statt, etwa bei Sportveranstaltungen oder in Betrieben. Workshops und Seminare klären auf und erleichtern Betroffenen den Zugang zu Hilfe. Die Leiterin sieht sich als »Anwältin« für Suchterkrankungen. Sie möchte nicht nur das Leiden, sondern auch Hoffnung und Auswege sichtbar machen. »Sucht ist eine Erkrankung und keine Willensschwäche«, betont sie.

Santl fordert einen faktenbasierten politischen Diskurs. Gerade Alkohol- und Nikotinkonsum bräuchten mehr Aufklärung, da sie oft verharmlost werden. Gleichzeitig seien eine solide Finanzierung der Suchthilfe und weniger Bürokratie notwendig: »Die Politik soll mehr mit uns ins Gespräch kommen.« Die Arbeit der Fachambulanz bewegt sich zwischen Hoffnungsträger und Grenzgänger. Schuld- und Schamgefühle prägen viele Klient:innen, verstärkt durch Stigmatisierung. Ein vertrauensvolles Umfeld ist daher entscheidend. »Es wäre schön, wenn die Menschen schon kommen, wenn sie das Gefühl haben, dass irgendwas nicht mehr so passt«, sagt Steidl.

INFO

Mindzone Hilfsangebote, ein bundesweites Beratungsstellen-Verzeichnis sowie Selbsthilfegruppen findet ihr hier: ***konsumerreflexion.sauberdrauf.com***



SOPHIE STIGLER (21)

studiert Politikwissenschaft und findet, dass das Thema Suchterkrankungen mehr vorurteilsfreie Aufklärung und Aufmerksamkeit in der Gesellschaft braucht.

von Olivia Rabe

MIT DER SCHERE IM DIALOG

Eine:n Friseur:in suchen viele Menschen regelmäßig auf. Es gehört zur Routine. Dass dort nicht nur Haare fallen, sondern die unterschiedlichsten Menschen und Geschichten aufeinander treffen, hat unsere Autorin auf die Idee gebracht, hinter die Kulissen zu blicken und mit einer Friseurin darüber zu sprechen. Das Fazit: Am Ende ist es mehr als nur ein Haarschnitt.

Andrea Platzer-Seidenstücker ist 42 Jahre jung und selbstständige Friseurin im Frisurenatelier in Regensburg. Sie ist seit 25 Jahren im Handwerk und hat noch nie einen anderen Beruf ausgeübt.

Lautschrift: Welche Rolle spielen Gespräche in Ihrem Beruf?

Andrea Platzer-Seidenstücker: Gespräche sind total wichtig, auch die Zwischentöne. Ich habe mich eine Zeit lang sogar damit beschäftigt, wie man die Menschen anhand ihrer Körpersprache lesen kann und im Zuge dessen auch eine NLP-Ausbildung absolviert *(Anmerkung der Redaktion: NLP steht für Neuro-Linguistisches Programmieren. Im Mittelpunkt steht die Optimierung der Kommunikation)*. Dabei habe ich gelernt, wie man aus Menschen Informationen rauskitzeln kann. Ich finde das sehr wichtig, um zu verstehen, wie die Menschen ticken, wie sie wahrgenommen werden möchten. Das sind alles Dinge, die zunächst nicht über Worte klar werden und wofür eine Vertrauensebene geschaffen werden sollte.



Andrea Platzer-Seidenstücker (42) an ihrem Arbeitsplatz im Frisurenatelier Regensburg. © Olivia Rabe

Sind die Gespräche mit Ihren Kund:innen eher eine Pflicht oder eine willkommene Abwechslung?

Ich glaube tatsächlich, dass Gespräche 50 Prozent des Haarschnitts ausmachen. Gerade beim Friseurbesuch ist das zwischenmenschliche Teil des Berufs. Für mich ist es sehr wichtig und ich glaube auch für meine Kunden. Somit sollte es sich wie keine Pflicht anfühlen.

Fallen Ihnen bestimmte Themen auf, die Kund:innen häufiger ansprechen?

Es gibt natürlich Smalltalk-Themen. Im Sommer ist der Einstieg meistens »Boah ist es heute aber heiß« , vor Weihnachten meistens »Hast du schon alle Geschenke – Ja oder Nein?« Ich selber habe sogar auch Gesprächsregeln, an die ich mich halte, Themen, die ich für mich ausblende. Ich spreche zum Beispiel wenig über Politik. Während der Pandemie habe ich versucht, so wenig wie möglich über Corona zu sprechen. Ich bin zwar selbst ein sehr politischer Mensch und hatte auch während der Corona Pandemie eine klare Haltung, doch in diesem Kontext geht es am Ende des Tages immer noch um das Haareschneiden bzw. den Kopf und keine politische Meinung. Abgesehen davon können und dürfen Gespräche ihren freien Lauf nehmen. Was sehr unterschiedlich sein kann.

Das Sprichwort der »Friseur weiß alles«, stimmt wirklich.

Denken Sie, dass sich die Gespräche im Laufe der Jahre verändert haben?

Ich mache meinen Beruf wie gesagt seit 25 Jahren und auch die Gespräche haben sich mit der Zeit verändert. Genauso wie mein Kundenstamm. Damals war ich 17 Jahre alt und habe mich mit meinen Kunden darüber unterhalten, wo die nächste Party stattfindet. Jetzt bin ich zweifache Mutter, rede viel über mein Muttersein, über die pre-Menopause, Hormonhaushalt. Wie wirkt sich das auch auf die Haare aus? Man entwickelt ein Gefühl, was die Menschen hören wollen und was lieber unausgesprochen bleibt.

Wie gehen Sie damit um, wenn Kund:innen nicht reden möchten?

Ich finde es total spannend, wenn Kunden nicht reden möchten, weil ich zum Beispiel während den Haarschnitten überhaupt nicht rede. Sonst kann ich mich total schlecht konzentrieren. Ich bin einfach kein Multitasking Talent (lacht). Somit ergibt sich auch diese Situation natürlich im Verlauf.
In Berlin habe ich sogar letztens von einem neuen Konzept bzw. Zusatzangebot gehört. Dort kann man über die Online-Buchung einen »silent haircut« buchen, damit nicht gesprochen wird. Ob ich das für mich so übernehmen werde, weiß ich noch nicht, aber offensichtlich ist die Nachfrage da.

Wie gehen Sie mit schwierigen und unangenehmen Gesprächen um?

Kommt auf die Intensität des Gesprächs an. Ich habe mich auch schon auf mein Hausrecht berufen und Leute des Ladens verwiesen. Gerade wenn es um politische Aussagen geht zum Beispiel in Richtung Rechtsextremismus, die ich nicht unterstützen möchte. Mit meiner wachsenden Erfahrung habe ich gelernt, Kunden ehrlich zu sagen, wenn ich die Dynamik nicht gefühlt habe und den Haarschnitt gar nicht erst angefangen. Dadurch, dass man auch eine sehr persönliche Ebene eingeht, sollte man keine Scheu haben, einen Termin direkt zu beenden. Das ist natürlich auch ein Luxus meiner Selbstständigkeit.

Gibt es Gespräche, die Sie nachhaltig inspiriert und beeindruckt haben?

Total, regelmäßig. Eine Begegnung, die mich sehr beeindruckt hat, war mit einem älteren Stammkunden. Da war ein Termin, wo er das letzte Mal vor seinem Tod zu mir gekommen ist. Dieser Kunde hatte einen Gehirntumor, der nicht mehr zu heilen war. Bei diesem letzten Termin wussten wir beide, dass er nicht wiederkommen wird. Wir haben uns die Hand gegeben und einen letzten wissenden Blick zugeworfen.

Haben Sie eine lustige oder auch skurrile Anekdote aus deinem Friseur:innenalltag, die du teilen möchtest?

Eine sehr skurrile Situation war, dass eine Kundin mir während eines Termins erzählt hatte, dass sie von ihrem Ehemann betrogen wurde. Ihrem Mann habe ich auch die Haare geschnitten. Was die Kundin jedoch nicht wusste, dass die Affäre ebenfalls eine Kundin von mir war. Ihr hatte ich eine Woche vorher die Haare geschnitten und eins und eins zusammengezählt. Das hat wirklich jedes Klischee eines Dorffriseurs erfüllt (lacht). Das Sprichwort, »der Friseur weiß alles«, stimmt wirklich.

Haben Sie noch eine abschließende Weisheit für unsere Leser:innen?

Mein Papa hat immer gesagt: »Handwerk hat goldenen Boden.« KI kann einen Haarschnitt nicht ersetzen und dieser persönliche, besondere Raum für Gespräche und Begegnungen kann und sollte nicht verloren gehen.

OLIVIA RABE (22)

studiert im fünften Semester Lehramt Geschichte und Latein. Olivia liebt Veränderung, vor allem an ihren Haaren. Sie wollte mal hinter die Kulissen des Friseur:innenberufs blicken und was dieser mit Gesprächen und Begegnungen zu tun hat.



von Yannick Schmidl

RAUS AUS DER ISOLATION: SOCIAL RUNS UND RUNNINGCLUBS

Unser Autor, normalerweise ein »unsocial« Läufer, hat sich in die Welt der Social Runs gewagt: Wie verändert das Laufen in der Gruppe die kritische Sicht auf den Boom der Runningclubs? Ein Selbstversuch zwischen vertrauter Einsamkeit und fremder Gemeinschaft.



Auch kurz vor Heiligabend kommt der harte Kern der Gruppe zusammen, um die festliche Stimmung mit einem gemeinsamen Lauf einzuläuten. © Yannick Schmidl

Es ist ein grauer Novemberabend, ein Regenschauer kündigt sich mit den ersten dicken Tropfen an. Der deprimierenden Wetterlage zum Trotz bahnt sich eine Menschenmenge ihren Weg durch die Gassen der Regensburger Altstadt, ein Wurm aus gut 60 Läufer:innen, leuchtend im Schein der Straßenlaternen. Der Pulk wirkt mit seinen reflektierenden Funktionsjacken wie ein farbenfrohes Mosaik im Kontrast der Dunkelheit. Was besonders auffällt: Kein angestrengtes Schweigen, wie man es bei sportlicher Betätigung erwarten könnte, sondern lebhaftes Plaudern, das den Lauf begleitet und die nächtliche Stille der Parks durchschneidet.

Vom Laufschuh zum sozialen Treffpunkt:

Eine neue Form des Gemeinschaftsports

Mittendrin: Johannes Brunnbauer, 28 Jahre alt, er bezeichnet sich selbst als »Hybrid Athlete« und ist Hauptinitiator des Regensburger *Runningclubs*. Seit Juli 2024 organisiert er die »Social Runs« und hat damit eine Bewegung ins Leben gerufen, die verspricht, mehr zu sein als nur konventionelles Lauftraining. Seine Aufgaben reichen von der Organisation der Läufe vor Ort bis zu deren Ankündigung via diverse soziale Medien. Der Club hat über 2500 Follower auf Instagram und mehr als 1000 auf der Plattform Strava, dem Instagram-Äquivalent für Ausdauersportler:innen.

Stefan ist heute Teil dieser Menschentraube. Er ist kommunikativ und sportlich, wie – laut Brunnbauer – die meisten in der Gruppe. »Ich wohne gut 20 Kilometer von Regensburg entfernt und mache mich extra für die Social Runs auf den Weg in die große Stadt«, sagt Stefan. Schnell dreht sich das Gespräch um sportliche Erfolge und Erfahrungsberichte über zurückliegende Wettbewerbe.

Doch die Themen in der Gruppe sind wild durchmischt. Immer wieder fliegen einem Gesprächsfetzen zu, die weit über den Sport hinausgehen: Ob Alltägliches, Anekdoten aus dem Berufs- und Studierendenleben oder Pläne für die Zukunft. Auch Themen wie das Regensburger Nachtleben haben einen festen Platz auf der Gesprächsliste. Das bestätigt auch Brunnbauer, der das aus eigener Erfahrung kennt. Soziale Austausch- und Kommunikationsforen, quasi wie einst die berühmten Wiener Kaffeehäuser in der Zeit des »Fin de Siècle« – nur in modern mit Laufschuh und Isodrink statt Zeitung und Zigarre.

Der Pulk wirkt mit seinem reflektierenden Funktionsjacken wie ein farbenfrohes Mosaik im Kontrast der Dunkelheit.

Der Balanceakt zwischen Solo- und Gemeinschaftsläufen

Eine unvermeidbare Begleiterscheinung: Die Integration verläuft fix, ob gewollt oder nicht. Man taucht in Gespräche ein, ohne verpflichtend daran teilnehmen zu müssen. Auch ohne ein Wort gesagt zu haben, fühlt man sich im Kollektiv geborgen. Aber was, wenn man gerade keine Lust auf Kontakt mit Mitmenschen oder auf »Socializen« hat? Auch das gehört dazu – nicht jeder Lauf muss in Gesellschaft stattfinden. Manche, wenn nicht sogar der Großteil der Läufer:innen schätzt es, den Kopf frei zu bekommen, fernab von Ablenkungen.

»Die Mischung macht's. Mal solo, mal in der Gruppe«, sagt Vincent, ein weiterer Läufer aus der Gruppe. Gerade in den Wintermonaten, wenn die Tage kürzer und die Temperaturen selten zweistellig werden, kann die Community einen Ort der Begegnung bieten. Es geht um ein gemeinsames Ritual, darum, sich im Rhythmus der Stadt mit anderen zu verbinden – immer wieder, Woche für Woche, Schritt für Schritt.

Regensburg hat durch den Runningclub ein Forum gefunden, das genau diese Anforderungen erfüllt.

»Man läuft hinten mit und geht unter in der Menge, man steht nicht im Rampenlicht. Es wird nicht verurteilt und mit dem Finger auf andere gezeigt«, meint Brunnbauer. Das Konzept bleibt eine ungenierte Möglichkeit, Bedürfnisse nach sozialen Kontakten zu befriedigen, ein Anker in einer digitalisierten und schnelllebigen Welt, in der Menschen auseinanderdriften, statt zueinander zu finden.

»Der Laufsport hat enorm an Bedeutung gewonnen, auch abseits des klassischen Vereinssports. Genau hier kommen wir ins Spiel: Unverbindlich, ohne Mitgliedsbeiträge und ohne spezielles Equipment«, sagt der Initiator. Statt den Regensburger Sonnenuntergang mit einem Aperol in der Hand auf der Steinernen Brücke zu genießen, erleben sie ihn im Laufschritt. Wenn ein positiver Nebeneffekt noch die Entstehung von Freundschaften ist, umso nachvollziehbarer sind die Beweggründe vieler Social Runner.

YANNICK SCHMIDL (27)

vereint in seinem Studium der Vergleichenden Kulturwissenschaft und Angewandten Bewegungswissenschaften zwei seiner größten Leidenschaften: das Verständnis kultureller Dynamiken und die Faszination für Bewegung.



von Sophia Mayer

»WIR WOLLEN POLITIK AM MENSCHEN MACHEN«

Herbst 2024: Der Bundesvorstand der ‚Grünen Jugend' tritt geschlossen zurück. Es folgt eine Austrittswelle junger Menschen, die ihre Hoffnungen und ihr Vertrauen in die Partei verloren haben. Lena Krebs ist eine von ihnen. Im Interview spricht sie über verpasste Chancen in der Begegnung mit jungen Menschen und darüber, was die Aussteiger:innen mit ihrem neuen Projekt ‚Zeit für was Neues' besser machen wollen.



Lena Krebs will mit *Zeit für was Neues* Politik neu denken. © Lolografie

Lautschrift: Magst du dich zu Beginn kurz vorstellen?
Lena Krebs: Mein Name ist Lena Krebs. Ich arbeite in der digitalen Kommunikation am *Theater Regensburg* und mache nebenbei Poetry Slam. Bis 2023 war ich Landessprecherin der *Grünen Jugend Bayern*. Vor meinem Austritt war ich als Trainerin im Verband unterwegs und habe Workshops zum Thema Kapitalismuskritik oder Feminismus gehalten.

War Politik schon immer ein Thema für dich? Gab es einen Moment, der dein Interesse besonders geweckt hat?
Als Jugendliche hatte ich, wie viele andere auch, zu allem eine Meinung. Meistens aber nicht wirklich fundiert. Erst bei der *Grünen Jugend* wurde ich richtig politisiert und habe angefangen, mich mit unserem politischen System auseinanderzusetzen.

Wie bist du in die Grüne Jugend gekommen?
In Aschaffenburg, wo ich groß geworden bin, sollte ein Jugendparlament gegründet werden. Da habe ich mich mit ein paar Freunden beteiligt. Einige von ihnen haben dann eine Ortsgruppe der *Grünen Jugend* gegründet. Anfangs bin ich nur mitgekommen, um es mir anzuschauen. Dann habe ich an Workshops teilgenommen und war schnell selbst Mitglied. Ich glaube, es war die Mischung aus politischem Engagement und der Zusammenarbeit mit den Menschen, weshalb ich mich dort wohl gefühlt habe. Ich finde, man unterschätzt bei Jugendverbänden, wie wichtig die soziale Komponente ist. Das entscheidet oft, wohin man am Ende geht.

Bei der Bundestagswahl 2021 stimmten 23 Prozent der zwischen 18- und 23-Jährigen für die Partei Bündnis 90/Die Grünen. Bei der Europawahl 2024 wählten nur 11 Prozent der unter 25-Jährigen die Partei. Was ist in der Begegnung mit jungen Leuten falsch gelaufen?
Ich glaube, *Die Grünen* nehmen Nachwuchsförderung tatsächlich ernster als andere Parteien. Das hat dazu geführt, dass junge Menschen die Gesichter der Partei wurden und sich andere junge Menschen schnell angesprochen gefühlt haben. Außerdem war *Fridays for Future* (FFF) damals noch populärer und hat Viele politisiert. Die *Grünen* waren da mit ihrem Klimaschutz-Partei-Image ein gutes Auffangbecken. Während Klimaschutz allerdings aus dem Fokus der Partei rutschte, ist FFF immer antikapitalistischer geworden. Und *Die Grünen* sind keine antikapitalistische Partei. Dazu haben sie in der Ampel nicht gerade Werbung für sich gemacht. Sei es das Sondervermögen für die Bundeswehr oder Lützerat: Oft wurden lange proklamierte »rote Linien« einfach überschritten. So haben viele junge Menschen das Vertrauen in die Partei verloren. Gleichzeitig darf man nicht vergessen: Wenn eine ganze Gesellschaft nach rechts rückt, rückt auch die Jugend nach rechts. Es gibt keine magische Grenze, die jeden unter dreißig immun gegen die AfD macht.

Haben sie ihr Potential nach der gewonnenen Bundestagswahl 2021 nicht genug genutzt?
Ich glaube, *Die Grünen* wollen immer mehr zu einer Art Volkspartei werden und haben sich immer mehr von einer konkreten Zielgruppenansprache verabschiedet. Schon 2021 habe ich mich vom Wahlkampf nicht mehr angesprochen gefühlt. Während man versucht hat, die größere Masse abzuholen, hat man die jugendliche Ansprache, die eigentlich ein Alleinstellungsmerkmal war, verloren.

»Es gibt keine magische Grenze, die jeden unter dreißig immun gegen die AfD macht.«

Im Herbst letzten Jahres bist du aus der Grünen Jugend Bayern ausgetreten. Welche Begegnungen oder Erlebnisse haben zu dieser Entscheidung geführt?
Ich hatte irgendwann das Gefühl, dass ich mich in einer Art Widerspruch befinde.
Gerade als Landessprecherin hatte ich gewisse Werte zu verteidigen, aber es gab Grenzen, was ich sagen durfte. Ich hätte zum Beispiel nie sagen können »Ich finde den Kapitalismus scheiße«. Das hat sich nicht mehr richtig angefühlt, aber es gab lange keine Alternative. Als sich dann irgendwann eine aufgetan hat, habe ich laut »Danke gedacht.

Hast du darüber nachgedacht, in eine andere Jugendorganisation einzutreten, zum Beispiel in die Linksjugend Solid?
Es ist sehr wichtig, dass Leute

weiterhin bei der *Grünen Jugend* oder bei der *Linksjugend Solid* aktiv sind. Aber für mich war das keine Option. Der Hauptpunkt ist folgender: Die Art von Politik, die ich machen möchte, gibt es gerade noch nicht in Deutschland. Da ist eine Lücke, die, glaube ich, auch viele andere in Deutschland wahrnehmen.

Also wollt ihr eine neue linke Partei gründen?
Nein. *Zeit für was Neues* ist ein parteiloser Jugendverband und wollen uns nicht mehr in einer Programmatik verrennen. Es geht uns darum, ins Handeln zu kommen, statt endlos irgendwelche Nischen-Positionen zu diskutieren. Das fehlt unserer Meinung nach in der deutschen Parteienlandschaft und diese Lücke wollen wir füllen. Vielleicht stellen wir auch fest, dass es einen Grund für diese Lücke gibt. Wir denken nicht, dass wir toller, schlauer oder besser sind als die anderen, wir wollen es nur einfach probieren.

Wie geht es jetzt weiter?
Wir hatten vor Kurzem eine Auftaktkonferenz, bei der wir zu dem Schluss gekommen sind, dass wir eine sogenannte »Suchbewegung« brauchen. Das heißt: Wir haben keinen Zehn-Punkte-Plan, sondern suchen nach Antworten, probieren aus, evaluieren und wollen so unsere Arbeit anpassen. Dafür ist eine enge Verknüpfung von Theorie und Praxis wichtig, um aus der Geschichte lernen zu können. Der Anspruch an uns selbst ist, es einfach zu versuchen. Dinge im Kleinen zu schaffen und sie dann auf das Große zu übertragen.

»Es geht uns darum, ins Handeln zu kommen, statt endlos Positionen zu diskutieren.«

Gibt es schon eine Richtung, wie diese Arbeit aussehen soll?
Die Verankerung vor Ort soll ein zentraler Punkt sein. Wir wollen uns nicht in Diskussionen auf Bundesebene verirren, sondern vor Ort aktiv sein. Früher waren linke Parteien oder Gewerkschaften Teil des Alltags. Man wusste, wenn ich mein Kind in den kostenlosen Schwimmunterricht schicken will, kann ich zur SPD oder zur Gewerkschaft gehen. Linke Projekte sollen keine »Hipster-Studi-Projekte« sein, sondern die Breite der Gesellschaft erreichen.

Viele junge Menschen fühlen sich von linker Politik oft nicht angesprochen. Wie wollt ihr ihnen begegnen, ohne mit dem erhobenen Zeigefinger dazustehen?
Georg Kurz, der früher Mitglied der *Grünen Jugend* war und viel Wahlkampf für die *Kommunistische Partei Österreich* (KPÖ) gemacht hat, hat in einem Interview mal gesagt »Es geht nicht darum, Politik für Linke zu machen, sondern linke Politik zu machen«. Genau darum geht es: Politik für die Masse zu machen, unabhängig davon, ob sie einen wählen würde.

Wir sagen: Es gibt eine Arbeiter:innenklasse, die wir stärken und vernetzen wollen. Aber nicht, indem ein paar linke Studis einmal im Jahr ins Kasernenviertel spazieren und Suppe austeilen, sondern indem wir mit den Leuten ins Gespräch kommen. Wir wollen Politik am Menschen machen – und nicht im Bundestag.



SOPHIA MAYER (21)

studiert Politikwissenschaft, Germanistik und Kulturwissenschaft. Sie hat sich schon länger gefragt, was hinter dem Projekt *Zeit für was Neues* steckt.



Torsten Bendl erklärt den Nachthimmel. © Ida Müermann

von Ronja Schäfer

DEN STERNEN SO NAH: EIN ORT DER BEGEGNUNG

Eine Kuppel auf dem Dach des Gebäudes der Regierung Oberpfalz. Das Schild an der Tür gibt Aufschluss: Hier ist der Sitz des Vereins Freunde der Sternwarte Regensburg. Was die Sternwarte in Regensburg ausmacht, weshalb sie wichtig für die Stadt ist und warum sie ein Ort für Begegnungen und Gespräche ist, erklärt der Schatzmeister des Vereins Torsten Bendl.

Lautschrift: Was gehört alles zur Sternwarte in Regensburg dazu?

Torsten Bendl: Die Sternwarte befindet sich am Ägidienplatz. Aufgebaut ist unsere Einrichtung aus dem Hörsaal für Vorträge und drei Ausstellungsräumen, die thematisch geordnet sind. Einer, der sich mit dem Sonnensystem beschäftigt. Dort werden die Planeten gezeigt, die Entstehung des Sonnensystems und die Geschichte der Raumfahrt. Der Raum, der sich mit der Kosmologie beschäftigt heißt Stellarium, weil er das Leben eines Sterns von der Entstehung bis zur Supernova abbildet. Aber auch größere Strukturen, wie Galaxien und Sternhaufen kann man dort sehen. Der dritte Raum, den nennen wir das Lapidarium, ist unser Gesteinsraum, in dem wir vor allem Gesteine und Mineralien ausstellen. Das Wichtigste ist unsere Dachplattform mit der Kuppel, in der das große Linsenteleskop steht.

Wie lange gibt es die Sternwarte und Ihren Verein schon?

Die Astronomie hat in Regensburg eine sehr lange Geschichte. Ende des 18. Jahrhunderts beschäftigen sich Mönche im *Kloster St. Emmeram* mit Astronomie. Nach der Auflösung übernahmen sie dann die Professur des »Königlich bayerischen Lyzeums« und unterrichteten in einem Turm des ehemaligen Klosters. Um circa 1905 wurde die Kuppel auf das jetzige Gebäude gesetzt und die Sternwarte hierher verlagert. Erst war es nur ein Ort für Studierende, aber unter dem Wirken *Karl Stöckels* wurde die Sternwarte für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Unterschiedliche Träger haben sie dann geführt, bis sich im

Jahr 1976 der Verein gründete, der sich bis heute ehrenamtlich führt.

Welche Menschen kommen hierher und wem kann man begegnen?

Wir haben ein relativ breites Publikum und demnach passen wir auch unser Programm an die Art der Gruppe an. Grundsätzlich sind wir für alle geöffnet. Das ist für uns auch sehr wichtig. Die Besuchergruppen sind total unterschiedlich. Das können Schulklassen, Studierende oder auch Geburtstags- und Firmenfeiern sein. Auffällig ist, dass sich seit der Corona-Pandemie das Publikum deutlich verjüngt hat. Vielleicht nimmt das Interesse der Menschen an der Astronomie generell zu. Meine These wäre auch, dass es ein sehr unpolitisches Thema ist, das interessant und beruhigend sein kann.

Wie meinen Sie das genau?

Wir sind ja keine Soziologen, aber wir haben mehrere Überlegungen angestellt. Zum einen ist es sicherlich so, dass man eine starke Polarisierung und Politisierung in der Gesellschaft erlebt. Dadurch wird man mit sehr viel kontroversen und auch negativen Meldungen bombardiert, zu denen man sich positionieren möchte – oder muss. Da bietet die Astronomie eben eine Möglichkeit, auszubrechen und sich von den irdischen Zwängen zu befreien. Man hat einfach keinen Einfluss darauf, wie der Sternenhimmel funktioniert. Alles, was wir machen können, ist seine Schönheit zu genießen.

Menschen haben oft starre Meinungen und kommen nur schwer ins Gespräch. Warum ist das bei der Astronomie anders?

Natürlich ist die Astronomie ein relativ abstraktes Fach, weil man sich mit Strukturen beschäftigt, die wenig Alltagsbezug haben. Wenn wir uns Galaxien anschauen, lernen wir wenig über unsere Gesellschaft. Man hat aber auf jeden Fall einen naturwissenschaftlichen Konsens, das ist das »Bare- Minimum« sozusagen. Deswegen sind wir in der Sternwarte, wie generell naturwissenschaftliche Vereine, relativ immun gegen Rechtspopulismus. Zumindest in der Ausprägung, die wir aktuell als eher wissenschaftsfeindlich erleben. Wenn man den Klimawandel leugnet, dann stellt man wissenschaftliche Erkenntnisse in Frage. Wenn man sich astronomisch interessiert, dann setzt das zumindest ein gewisses Grundinteresse naturwissenschaftlicher Themen voraus. Da haben wir den Eindruck, dass der leugnende Teil der Bevölkerung gar nicht erst zu uns kommt.



Schatzmeister Torsten Bendl im *Stellarium.* © Ida Müermann

Wie kann Astronomie die Menschen verbinden?

Astronomie bietet die Möglichkeit, trotz unterschiedlicher Ansichten ins Gespräch zu kommen. Unsere Wissenschaft ist urtümlich auch relativ unpolitisch: Egal welche politische Einstellung man hat, die Milchstraße ist immer beeindruckend. Die Saturnringe sehen immer schön aus und der Mond ist immer da.

Spiegelt sich das auch in Ihrem Verein wider?

Ja, wir haben eine breite Mitgliederstruktur. Natürlich mit relativ hohem Akademikeranteil, aber mit einem überraschenderweise geringen Anteil an Physikern. Ich selbst bin Historiker. Wir haben aber auch Schreiner, Techniker, Ingenieure... Und für einen naturwissenschaftlichen Verein einen relativ hohen Frauenanteil. Es gibt nicht nur alte weiße Männer kurz vor oder nach dem Renteneintritt. Der Verein ist politisch relativ divers. Wir haben konservative Mitglieder, relativ linksstehende Mitglieder und wir kommen sehr gut klar. Das Hobby vereint und man hat dadurch einen gemeinsamen Zugang. Trotzdem ist man sich seiner politischen Differenzen bewusst. Diese werden hier auch durchaus heftig diskutiert. Man merkt, man hat eine gemeinsame Basis und kann immer wieder zur Astronomie zurückkommen. Sie ist das verbindende Element.

Warum ist die Sternwarte ein guter Ort, um vielen Menschen zu begegnen?

Wir als Sternwarte Regensburg haben den Vorteil, dass wir in der Innenstadt sind. Bei uns gibt es die Möglichkeit, einfach spontan hinzukommen. Jeder kann vorbeischauen. Dazu kommt noch, dass wir keinen Eintritt verlangen. Das könnten auf jeden Fall Faktoren sein, warum wir relativ breit an Besuchern und Vereinsmitgliedern aufgestellt sind.

Hatten Sie auch schon Begegnungen, die Sie noch beschäftigt haben?

Es gibt immer wieder viele verschiedene Gruppen, die mit einer gewissen Skepsis hierherkommen. Und es gibt Leute, die eigentlich keinen Bock haben. Das schönste Kompliment ist, wenn jemand sagt »Ja, eigentlich interessier' ich mich überhaupt nicht dafür, aber das war spannend.« Dann merkt man, dass man es geschafft hat, auch bei Desinteressierten Interesse zu wecken. Die eigene Begeisterung weiterzugeben, das finde ich am schönsten.



RONJA SCHÄFER (20)

studiert Psychologie und ist beim Fahrradfahren durch die Innenstadt auf die Sternwarte aufmerksam geworden. Die Astronomie und besonders der Regensburger Nachhimmel sind nach dem Interview greifbarer für sie geworden.



von Crispin Coy

STERBENDE STIMMEN

Wisst ihr, wer eure Urgroßeltern waren? Also so wirklich? Warum fällt uns die Auseinandersetzung mit unserer eigenen Familiengeschichte während der NS-Zeit so schwer? Warum ist dieses Thema in vielen Familien tabu? Unser Autor hat den Entschluss gefasst, sich mit seiner Familiengeschichte auseinanderzusetzen. Eine Reise in die Vergangenheit und gegen das Vergessen.

Es ist Punkt 16 Uhr. Zeit für Kaffee und Kuchen. Um diese Zeit ist meine Urgroßmutter Lotte am fittesten. Wir sitzen im Wohnzimmer. Sie sieht gesund aus, obwohl sie im September schon neunundneunzig wird.

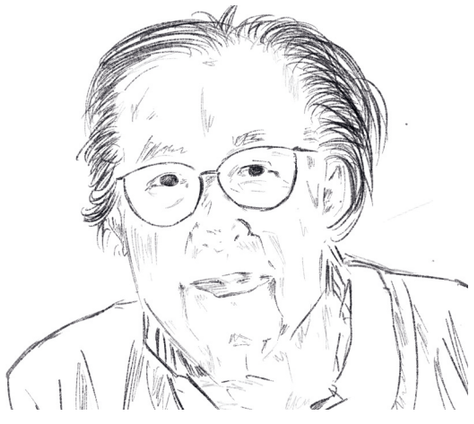
Großmama, so will sie genannt werden, wurde 1923 in Berlin geboren. Sie wuchs mit drei älteren Brüdern auf. Mit vier Jahren zog sie nach Lübeck, mit vierzehn nach Potsdam. Zur Zeit des Interviews lebt sie in Bayern.

Diesmal möchte ich nicht, wie sonst, über ihren Gesundheitszustand sprechen, was es zu Mittag gab oder welche Fernsehsendung sie gerade gerne schaut. Heute soll es um eine Zeit gehen, die oft nur schwer zugänglich ist: die NS-Zeit.

Zu Beginn eines solchen Gesprächs ist es wichtig, sich darüber klar zu werden, dass Erinnerungen subjektiv sind. Erinnerungen können unvollständig oder undeutlich sein. Das Gesagte sollte kritisch eingeordnet und berücksichtigt werden, dass viele Zeitzeugen nicht mehr bei voller Gesundheit sind. Archive, wie beispielsweise das Bundesarchiv, ermöglichen es, Dinge nachzuprüfen oder weitere Informationen zu sammeln.

Fragen sollten klar und prägnant sein, Suggestivfragen vermieden werden. Ein respektvoller Umgang muss immer an erster Stelle stehen, da es sich um eine Zeit handelt, die von Krieg und Zerstörung geprägt war – emotionale Reaktionen sind nicht ungewöhnlich.

Hilfestellungen für Zeitzeugeninterviews findet man im Internet, beispielsweise in einem Leitfaden des *Hauses der Bayerischen Geschichte*.



Großmama Lotte. © Crispin Coy

Lautschrift: Du hast mir mal erzählt, dass dein Vater gegen das Regime und die NSDAP war, wie standest du dazu? Hast du dir überhaupt Gedanken gemacht?

***Lotte**: Ich musste schon mit zehn Jahren in den* Bund deutscher Mädel. *Da hatte man einmal in der Woche einen sogenannten »Heimabend«. Man traf sich nachmittags und hat meistens verschiedene Handarbeiten gemacht und Lieder gesungen. Wenn ich heutzutage manchmal im Bett liege und es mir schlecht geht, dann kommen diese ganzen alten Lieder wieder hoch, welche teils wirklich so erschreckende Texte haben, dass ich mich frage, wie man das als Kind bloß verkraftet hat? Ich glaube aber, man hat sich in dem Alter nicht viel dabei gedacht.*

Erinnerst du dich an einen Liedtext?

»Es zittern die morschen-Knochen der Welt vor dem großen Sieg« oder sowas... »Wir haben die Ketten gebrochen... « Ich weiß es nicht mehr. Wenn's kommen soll, dann kommt es sowieso nicht. Es gab damals ja auch zwei Nationalhymnen, nicht nur das »Deutschlandlied«, sondern auch das sogenannte »Horst-Wessel-Lied«. Das fing an mit: »Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen, wir marschieren für Hitler durch Nacht und in Not.« Neben der Deutschlandflagge gab es auch noch die Rote mit dem weißen Kreis und dem Hakenkreuz drin. Man sollte bei allen möglichen Gelegenheiten beide Flaggen nebeneinander raushängen, wir haben die »Blutfahne« allerdings nie gehabt.

Hattet ihr in eurem Umfeld jüdische Freund:innen oder Bekannte? Erinnerst du dich, was mit ihnen passierte?

Ja. Wir haben sie auch lange besucht und dann waren sie auf einmal weg. Meine Eltern haben das sicher gewusst, aber von mir hat man das ferngehalten. Ich erinnere mich, dass in meiner Klasse eine Birgit Stern (Anmerkung der Redaktion: Name geändert) war, die eines Tages nicht mehr da war. Ich habe sicher gefragt, aber die Antwort weiß ich heute nicht mehr. Da haben wir nie drüber gesprochen. Auch später nicht.

Wie war es mit deinen Brüdern? War nicht einer in Kriegsgefangenschaft?

Der älteste, Kurt, hatte gerade eine Schiffsfahrkarte nach, ich glaube Kolumbien oder Chile in der Tasche. Er sollte ein paar Jahre im Ausland arbeiten. Am Tag seiner Abreise kam die Einberufung. Dann musste er in den Krieg. Da er ein guter Reiter war, ist er eigentlich den ganzen Krieg über mit Pferden zusammen gewesen. Er war vor allem im Norden, in Finnland, aber auch in Frankreich. In Italien ist er dann in Gefangenschaft gekommen. Die Soldaten konnten sich dort aber frei bewegen, mussten nur abends zu einer bestimmten Zeit zurück sein.

Mein anderer Bruder, Ernst, war bei der SS. *Er ist in Frankreich und Polen gewesen.*

Gert, der jüngste, kam 1939 direkt an die Front nach Frankreich. Im Sommer 1940 wurde er mit einem Kameraden zusammen auf Spähtrupp geschickt. Es waren immer zwei Soldaten, die erkunden sollten, wo der Feind liegt. Als er dann etwas sah, richtete er sich auf und man schoss auf ihn. Dann war das eine Auge weg.

Wie kam es dazu, dass dein Bruder Ernst als einziger bei der SS war?

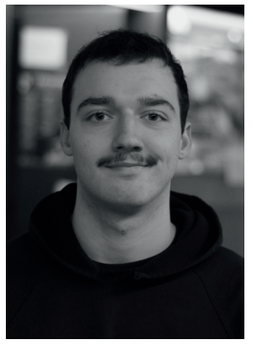
Mein Vater war völlig dagegen. Er war sehr unglücklich, dass mein Bruder zur SS *ging. Ernst war in der Schule sehr schlecht, ist zweimal sitzen geblieben, wollte aber Berufsoffizier werden. Nachdem er sitzen geblieben ist, hat mein Vater ihn in eine Kadettenanstalt nach Potsdam geschickt. Kaum war er bei dieser Kadettenanstalt, wurde die von der NSDAP übernommen und in eine* NaPoLA *umgewandelt. Dort ist er gemustert worden und man stellte fest, dass er hinter einem Ohr eine Operation hatte. Das war ein Manko und er kam als Berufsoffizier nicht in Frage. Dann hat er sich bei der* SS *beworben und ist zur* SS *gekommen.*

Er wollte also anfangs nicht zur SS?

Erst wollte er überhaupt nicht, nein. Mein Vater war auch sehr unglücklich über diese Wende. Aber so ist mein Bruder dann doch zur SS *gekommen. Er war aber schon ein begeisterter Anhänger der NSDAP.*

Das Interview ist bereits 2021 geführt worden. Heute lebt Großmama Lotte nicht mehr – denn Zeitzeug:innen sterben. Und mit jeder:m verstorbenen Zeitzeug:in stirbt auch eine Stimme der Vergangenheit.

Während des Gesprächs hatte ich teilweise das Gefühl, dass in Lotte zu manchen Themen möglicherweise eine Art Verdrängung stattgefunden hat. Dass sie bereits damals nicht mit ihren Eltern über ihre ehemalige jüdische Klassenkameradin sprechen konnte, zeigt, wie sich das Tabu dieser grausamen Zeit durch Generationen zieht. Dies kann dazu führen, dass Wahrheiten vergessen oder im schlimmsten Fall sogar verklärt werden. Heutzutage gewinnen Rechtsextreme Parteien und Ideologien wieder an Zulauf. Auch in der jungen Generation ist ein politischer Wandel erkennbar. Ob mangelnde Aufklärung in Schulen allein dafür verantwortlich ist, ist fraglich. Die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte könnte aber ein Anfang sein – gegen das Schweigen und das Vergessen. Klar ist aber auch: Das reicht nicht. Aufarbeitung geht weit über persönliche Gespräche hinaus – und bringt eine gesellschaftliche Verantwortung mit sich.



CRISPIN COY (20)

studiert Politik- und Vergleichende Kulturwissenschaften. Als zweiter von elf Urenkel:innen ist er dankbar, die Möglichkeit gehabt zu haben, seine Urgroßmutter noch persönlich befragen zu können.

von Carlotta Wortmann

DIE FLAMME WEITERTRAGEN

Der Spiegel-Bestseller-Autor und Journalist Tim Pröse beschäftigt sich in seinen Büchern intensiv mit der Geschichte des Widerstands gegen das Hitler-Regime. Er schreibt gegen das Vergessen.



Beim Gespräch in der Stadtbibliothek Regensburg. © Justin Leubner

In der Regensburger Stadtbücherei hat Tim Pröse am 11. November 2024 aus seinem Buch »Wir Kinder des 20. Juli« vorgelesen, in dem er zwölf Kinder der Widerstandskämpfer des 20. Juli porträtiert, darunter auch Hans Stauffenberg, Sohn von Claus Schenk Graf von Stauffenberg. Am 20. Juli 1944 versuchten deutsche Widerstandskämpfer um Stauffenberg, Adolf Hitler durch ein Attentat zu töten und die nationalsozialistische Herrschaft zu stürzen, scheiterten jedoch. Stauffenberg und viele weitere Widerstandskämpfer wurden in den Monaten danach hingerichtet. Unsere Autorin hat mit Tim Pröse über Gespräche und Begegnungen mit den Kindern der Widerstandskämpfer und über die Bedeutung von Erinnerungskultur gesprochen.

Lautschrift: Sie thematisieren in mehreren Büchern die Geschichte des Widerstands gegen das Hitlerregime. Was hat Sie dazu bewegt, die Kinder der Widerstandskämpfer des 20. Juli zu porträtieren?

Tim Pröse: Ich habe in den letzten Jahrzehnten immer versucht die Zeitzeug:innen noch zu erwischen, bevor es zu spät ist. Die Zeitzeug:innengeneration ist vom Aussterben bedroht, deswegen brauchen wir Zweitzeug:innen.

Sind Sie ein Zweitzeuge?
Ich bin ein Zweitzeuge. Das sind Sie aber auch, weil Sie sich mit dem Thema beschäftigen. Das Wichtige ist, dass trotz dem nahenden Ende der Zeitzeugenschaft, die Erinnerungen dieser Menschen weitergetragen werden. Auch von Menschen, die jene Zeit nicht persönlich erlebt haben, damit so wenig wie möglich verloren geht.

Die Lebenswege dieser Menschen verliefen alle unterschiedlich. Gibt es trotzdem etwas, das sie eint?
Udo Lindenberg hat das mal wunderbar formuliert. Er hat gesagt, dass die Menschen in meinen Büchern eine Flamme bei sich tragen. Wir sollen nicht die Asche dieser Menschen anbeten, sondern die Fackel weitertragen. Darum geht es. Genau das eint die Kinder des 20. Juli, denn sie tragen das Licht, die Energie, den Mut, die Wärme und den Geist ihrer Väter weiter.

In Ihrem Buch haben Sie erwähnt, dass es oftmals nicht einfach war, die Kinder dazu zu bewegen, sich zu öffnen. Welche Herausforderungen haben Sie während der Gespräche erlebt?
Es ist immer eine Herausforderung, solche Menschen zum Sprechen zu bringen. Ich hätte es gerne einfacher gehabt, aber diejenigen, die wirklich etwas zu sagen haben, tragen diese Geschichten wie einen Schatz in sich. Der Schatz ist meist verborgen und man muss schürfen wie nach Gold. Das ist sehr mühsam. Wenn sich dann aber ein Mensch mit einem Schatz im Herzen und Geist öffnet, sind es jegliche Mühen vorher wert gewesen und ich denke nicht mehr daran, wie schwer es war, sondern wie schön es geworden ist.

»Die Kinder des 20. Juli tragen das Licht, die Energie, den Mut, die Wärme und den Geist ihrer Väter weiter.«

Wie viele Gespräche waren notwendig, um ein vollständiges Kapitel über eines der Kinder schreiben zu können?
Ungefähr ein Dutzend von Menschen habe ich ein Jahr lang immer wieder getroffen, viel Zeit mit ihnen verbracht und durfte dabei auch erleben, wie sie durch ihr Leben gehen. Ich sage immer, dass man in den Schuhen des Anderen gehen muss, um ihn treffend porträtieren zu können.

Sind Sie bei Ihren Gesprächen auch auf Ablehnung gestoßen, also auf jemanden, der nichts preisgeben wollte?
Gott sei Dank nicht. Das hätte aber auch schiefgehen können. Trotzdem bin ich bis heute verschont geblieben davon, dass sich jemand partout nicht öffnen möchte.

Welche Aspekte haben Sie bei Ihren Begegnungen überrascht?
Alles. Alles an diesen Geschichten überrascht und verwundert mich. Und wenn ich dann an einem Abend, wie heute in Regensburg, wieder davon lese, dann werden diese Begegnungen wach und ich wundere mich selbst, was diese Gespräche mir geschenkt haben. Allein, dass die Kinder mich einluden, mit nach Berlin-Plötzensee in den Hinrichtungsraum ihrer Väter zu kommen. Diese Erfahrung war ein unglaubliches Geschenk, mit dem ich nie gerechnet hatte.

Sie betreiben Erinnerungskultur. Warum ist das heute noch so entscheidend für uns?
Es gibt einen Mann in der AfD, der behauptet, dass wir eine 180-Grad-Wende in der Erinnerungskultur brauchen und er findet dafür sehr viel Beifall. Ich stehe genau für das Gegenteil. Ich bin froh über die deutsche Erinnerungskultur, denn wir Deutschen haben uns mit der Last unserer Geschichte und gegen die Unrechtskultur eine Erinnerungskultur erarbeitet, die uns zusammenbringt. So wie zum Beispiel, dass wir zwei jetzt sprechen. Das ist etwas Wunderbares, denn wir brauchen junge Menschen, die die Flamme weitertragen bis in die Zukunft.

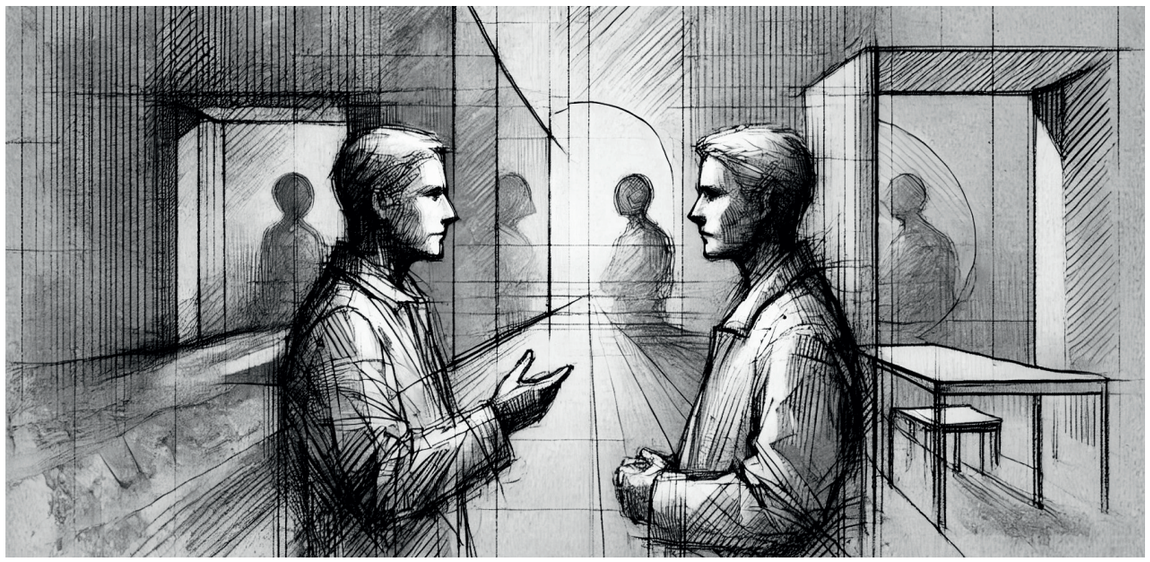
CARLOTTA WORTMANN (20)

studiert Politikwissenschaft im vierten Semester und ist beim Interview mit Tim Pröse und beim Lesen seines Buchs tief in die Welt der Erinnerungskultur eingetaucht. Am Ende nahm sie vor allem mit, dass Geschichte oft mehr im Hier und Jetzt steckt, als man denkt.



von Christian Wex

ERST DURCH DICH WERDE ICH ICH



© Christian Wex

Begegnungen – das sind: Überraschungen

Geschenke, deren Inhalte und Bedeutungen vorerst unbekannt sind. Ein Freitagvormittag in Wien: Nach Tagen von Unwetter wieder Sonnenschein. Draußen, in einem Café – alle Tische belegt. »Darf ich mich dazusetzen?« »Sorry? Yes, of course!« – Ein Samstagabend in Innsbruck: Drinnen, in einer Bar – Gedanken werden auf Papier festgehalten. »Sag mal, schreibst du ein Buch?« »Was? Nee, wieso?« Was folgt, sind Gespräche, gemeinsame Wanderungen, Austausche mit Menschen wie Zoe, Sophia, Laura oder Olli. Neue Erinnerungen und Perspektiven.

Begegnungen – das sind: Momente des Überrumpelt-Werdens

»Was möchte diese Person von mir?« Doch trotz dieser anfänglichen Unsicherheit lässt man sich auf ein Gespräch ein. Man lernt die andere Person kennen. Sieht, was hinter der »sozialen Maske« steckt, die jede Person im Alltag mit sich trägt. Eine vertrauensvolle Atmosphäre entsteht. Dort, wo ich mich öffne, öffnet sich auch mein Gegenüber. Und was dadurch entsteht, ist von Dauer: Die andere Person schenkt mir durch ihre Geschichte und Persönlichkeit eine neue Sicht auf das Leben und die Welt – eine Sichtweise, die mir bis vor kurzem noch unbekannt war. Ich muss diese Sichtweise nicht akzeptieren. Doch sie bleibt. Ich setze mir eine neue Brille auf. Eine Brille, die mir die Welt in anderen Farben zeigt – bunter vielleicht, manchmal auch monotoner. Begegnungen sind eine Einladung in die Welt der Anderen, die wir mit Neugier erkunden können.

Was aber bleibt übrig, wenn man diesen Prozess der Begegnung durch den kalten Schein der psychologischen Forschung betrachtet?

Viel! Begegnungen sind Momente, die uns lehren, wer wir sind, und wie wir die Welt verstehen. Albert Banduras Konzept des *Beobachtungslernens* zeigt, dass wir durch die Interaktion mit anderen nicht nur neues Verhalten übernehmen, sondern auch unser Verständnis von sozialen Normen und Werten erweitern. Jede Begegnung wird so zu einer Gelegenheit, unser Selbstbild und unsere Sicht auf die Welt zu reflektieren. Gordon Allports *Kontakthypothese* ergänzt das: Direkter Kontakt zwischen unterschiedlichen Gruppen kann – unter Bedingungen wie Gleichwertigkeit und gemeinsamen Zielen – Vorurteile abbauen und gegenseitiges Verständnis fördern. Solche Begegnungen verändern nicht nur, wie wir andere sehen, sondern auch, wie wir uns selbst definieren. Sie fordern uns heraus, unbewusste Annahmen zu hinterfragen und neue Perspektiven in unser Denken zu integrieren. Charles Cooleys Konzept des *Looking-Glass-Self* beschreibt, wie wir unser Selbstbild durch die Vorstellung formen, wie andere uns wahrnehmen. Begegnungen werden so zu einem Spiegel, der uns unsere Stärken, Schwächen und sozialen Rollen bewusst macht. Ergänzt wird dies durch Jean Piagets Theorie der *kognitiven Entwicklung*, die zeigt, wie neue Erfahrungen unsere Denkstrukturen entweder bestätigen (*Assimilation*) oder verändern (*Akkommodation*), und Tajfels und Turners sozialer Identitätstheorie, in der sich Individuen durch ihre Gruppenzugehörigkeit definieren. Diese Prozesse verdeutlichen: Begegnungen sind essenziell, um unsere Identität und unser Weltbild dynamisch weiterzuentwickeln. Oder, wie Pépin in seiner Ausarbeitung *Kleine Philosophie der Begegnung* schreibt: »Wir müssen auf das zugehen, was nicht ‚wir selbst' ist, andernfalls können wir unmöglich wissen, wer wir sind. Ohne Begegnung mit dem Anderen ist eine Begegnung mit uns selbst unmöglich.«

Wie aber lassen sich diese besonderen Momente des Kennenlernens, des Austauschs und Perspektivwechsels finden?

Wo können wir uns neuen Menschen öffnen? Wo können wir uns neuen Menschen öffnen? Die einfachste Antwort: alles einfach dem Zufall überlassen. Wir sind Spielbälle im Chaos des Lebens. Aber wollen wir das wirklich? Ohnmächtig, passiv? Der Zufall lässt sich vielleicht nicht kontrollieren – aber herausfordern. Statt in Wien zu fragen, ob noch ein Platz frei ist, hätte man in ein anderes Café gehen können. Statt in Innsbruck in die Bar zu gehen, hätte man im Hostel schreiben können. Der Unterschied liegt in der Entscheidung: Man muss sich bewusst Situationen stellen, in denen man Anderen auf Augenhöhe begegnen kann.

Begegnungen – das sind: Momente des Aus-Sich-Herausgehens

Jemandem wirklich zu begegnen bedeutet in der richtigen Situation die eigene soziale Maske fallen zu lassen und – wenn es sich für alle passend anfühlt – so zu sein, wie man nun mal wirklich ist. Zusammengefasst bedeutet es, jemandem zu begegnen, gleich auf zwei Ebenen aus sich herauszugehen. Zum einen, unter Menschen zu kommen und aus dem eigenen Haus oder Zimmer zu gehen. Zum anderen, sich zu öffnen und aus der sozialen Rolle zu gehen.
Vor allem aber geht es darum, aufmerksam durch das Leben zu gehen. Offen zu sein für das, was um uns herum passiert. Das heißt: den Moment zu genießen, ohne zielstrebig auf ein einziges Detail fokussiert zu sein. Ein Wechselspiel aus Hingabe und Initiative. Sich im Chaos des Lebens treiben zu lassen, aber auch bewusst zu handeln. Das Leben mag eine To-Do-Liste sein – doch wer sich auf diese Liste beschränkt, läuft am eigentlichen Leben vorbei. Statt eine bunte Brille zu tragen, hat man Scheuklappen auf.

CHRISTIAN WEX (22)



Studiert Psychologiewissenschaften im Master. Im Kontext einer wandelnden Welt, welche sich auch immer mehr in den digitalen Raum verschiebt, hat er sich damit beschäftigt, warum wir aus uns heraus in die Welt gehen und andere Menschen kennenlernen sollten.



Zerstören Soziale Medien unser Soziales Leben? © Paul Sittner

Warum man nicht mehr miteinander reden kann

von Jule Schweitzer

Es ist November 2024 und ich bin überfordert. Innerhalb weniger Stunden wird Trump Präsident der USA und in der deutschen Regierung Lindner von Scholz gefeuert – Vertrauensfrage – Neuwahlen. Die einen sind begeistert, die anderen entsetzt. So ist es in der Politik immer: Es gibt die einen und dann die anderen – mindestens zwei Seiten zu jeder Debatte, jedem Thema, na klar. Es können sich nicht alle einig sein, aber man kann ja noch miteinander reden, oder?

Nicht (mehr) wirklich, habe ich das Gefühl, wenn ich mich selbst an Debatten versuche, oder welche im Fernsehen oder Internet beobachte: Taylor Swift bekundet sich öffentlich pro Kamala Harris, eine Freundin von ihr unterstützt Trump. Die Fans fordern von Swift sofort, ihre Freundschaft zu beenden. Der Satiriker und Comedian Jean Philippe Kindler veröffentlicht Anfang 2023 ein satirisch-kritisches Video über die Reaktion der CDU auf die »Silvester-Krawalle« 2022 und bekommt dafür Hassnachrichten bis hin zu Morddrohungen.

Diskurse über politische Themen scheinen auf neutraler Ebene nicht mehr möglich zu sein. Besonders, seit es soziale Medien gibt. Was passiert hier auf (sozial-) psychologischer Ebene, wenn ich mit einem Gegenüber mit anderer Meinung diskutiere? Und wie verstärkt besonders Social Media die eskalierende Diskussionskultur?

Positive psychologische Aspekte der Kommunikation über soziale Netzwerke

Um zu erklären, welchen positiven Effekt die sozialen Netzwerke und die Kommunikation darüber haben können, dient ein Beispiel, das für viele Alltag ist: Sexuelle Belästigung. Eine Person, die sexuell belästigt wurde, kann das zur Anzeige bringen. Viele teilen ihre Erfahrung zudem online. Dadurch passieren psychologisch

gesehen drei Dinge: Erstens genügt das Posten einer negativen Erfahrung, der betroffenen Person das Gefühl zu geben, in einer Situation der Hilflosigkeit etwas Proaktives unternommen zu haben. Ein bis dato noch unangenehmer Gedanke (sexuell belästigt worden zu sein) wird durch ein angenehmeres Attribut (die kollektive Aufmerksamkeit auf das Problem zu lenken) ersetzt. Zweitens macht es ein Posting in sozialen Medien den Rezipient:innen der Nachricht leicht, zu helfen: Eine Story ist schnell geliked, ein Kommentar schnell verfasst. Betroffene fühlen sich unterstützt. Der Nutzen ist also bei sehr geringen Kosten des Gegenübers groß. Drittens geschieht im sozialen Kontext grundsätzlich ständig soziale Kategorisierung. Es gibt zum Beispiel die Gruppe derer, die gegen sexuelle Belästigung sind und die derer, die sie durchführen oder unterstützen. Betroffene sind nicht mehr alleine. Doch gerade diese automatische Gruppenbildung kann auch ein negativer Aspekt in jeder Kommunikation sein.

Negative psychologische Aspekte der Kommunikation über soziale Netzwerke

Die Kategorisierung anderer passiert nahezu automatisch, wenn von einer bestimmten Gruppe eine Bedrohung ausgeht und zuvor beobachtet wurde, wie Vorbilder ähnliche Menschen dieser Gruppe zugeordnet haben. Grundsätzlich wird dabei automatisch die Eigengruppe immer auf- und die Fremdgruppe abgewertet.

Wer selbst zu den CDU-Wählenden gehört und sieht, wie jemand aus der eigenen Gruppe sich gegen Jean-Philippe Kindler stellt und ihn somit als Feind der CDU klassifiziert, ist dazu verleitet, dasselbe zu tun. Auch wenn sie Hasskommentare unter seinem Beitrag hinterlassen,wird man dazu verleitet, ihrem Beispiel zu folgen, einfach nur, weil sie zur gleichen Gruppe gehören.

Diese Gruppen- und Meinungsbildung wird durch soziale Medien nochmal weiter beschleunigt als *In Real Life*, da diese durch Algorithmen funktionieren und Nutzer:innen mit ähnlichen Informationen und Beiträgen füttern, wie die, die sie bereits geliked, geteilt und kommentiert haben. Entsprechend ist eine Person online nur noch von Gleichgesinnten und Beiträgen, die ihrer bestehenden Meinung entsprechen, umgeben.

Confirmation Bias

Das alles fördert ein psychologisches Phänomen, das man kennen sollte: Der *Confirmation Bias.* Dieser besagt, dass bei einer schwierigen Entscheidung Informationen mehr beachtet werden, die dem eigenen Selbstwertgefühl oder Erwartungen entsprechen, als solche, die ihnen widersprechen. All das passiert unbewusst und ist einer der Hauptgründe, aus denen man oft den Eindruck hat, Menschen mit einer anderen Meinung würden sich nicht vernünftig informieren. Tatsache ist, dass selbst, wenn sie es wollten, die Algorithmen ihnen den Weg versperren würden. Soziale Netzwerke sorgen dafür, dass wir selten in Kontakt mit Fremdgruppen treten – außer in Kommentarspalten kontroverser Beiträge. Dabei würde eigentlich genau das, der Kontakt mit Fremdgruppen, für weniger Stereotype, Vorurteile und Diskriminierung sorgen.

Fazit

Wer auf Social Media an Diskursen teilnimmt, sollte sich all diesen Prozessen bewusst sein und das eigene, wie auch das Verhalten anderer in Kommentarspalten & Co hinterfragen, wenn er oder sie es schaffen möchte, sich differenzierte Meinungen zu bilden. Gerade bei Themen, die Schicksale beeinflussen, wie sexuelle Belästigungen oder Migrationspolitik, sollte ja eigentlich versucht werden, argumentativ und produktiv zu diskutieren, um etwas zu verändern.

JULE SCHWEITZER (23)

studiert Psychologie und kann inzwischen nur noch den Kopf schütteln, wenn sie vermeintliche Diskussionen auf Social Media beobachtet.



von Alessandro Gebsattel

US-RAPPER SIR: BETWEEN MUSIC AND CONVERSATIONS

SIR describes himself as: »Upcoming artist outta Florida. Hardest disabled rapper out now.« His most popular single »Goin' n' Gone« (2019) has over 2,500,000 plays on Spotify and tells the story of a date gone bad. In his debut interview, we get to know SIR, or Sirron Hill, what his music is about, and how his life as a rapper compares to working a 9 to 5.



SIR showing off his merch and signature exclamation »YESSIR«, which two albums are named after. © SIR

Lautschrift: For those of us who don't know: who are you, where are you from, and how does it affect your work?

SIR: My name is SIR, I'm from Florida and I'm from Gainesville so college football basically is the talk. So we're a sports town. It's hard to really create a fanbase.

Where do you find inspiration for your music? What makes you rap about emotional topics?

I honestly wanted to get my grandma out of the ghetto. She died, so now my inspiration is just financial freedom, getting to enjoy and live off my music. The thought of it. My grandma was special, so I include her a lot. It just comes out so what can I say... it started because of her.

Why is music your medium of choice to express yourself? What is SIR's role here?

At first, I did poetry until somebody told me to put them on a beat, now we're here. I didn't choose it. Music is a way for me to express what's on my mind. I think a lot and most of the time I talk to myself to get things out. So I think SIR is those thoughts that I don't say verbally but mentally. So when I finally get on the mic and say what I gotta say: that's SIR speaking. All my thoughts, aggravation, or whatever I've been sitting on.

What is your creative process like? What is the most difficult part of it?

I hear a beat, I create a rhythm, I hit record and whatever comes out comes out. Sometimes I write while I'm at work, but I mostly let it flow freely. But I'm the rapper, the mixer, the masterer. Lol. I record and mix all my music. It's time-consuming.

What was going through your mind or what did it feel like when »Goin' n' Gone« went gold?

I didn't expect a song I created off a freestyle and 30mins would gain so much traction. I was watching a video and for some reason, I was hearing my song in the background. This video was almost half a million views at this point and even though my song wasn't a hit on the video it still opened my eyes that someone was listening and actually liked it. I ended up reaching out and thanking this person and that opened my mind to the fact that people might not tell you, but they're listening. And I've been on a rollercoaster ever since.

If any reader wanted to follow your path or if your songs left any type of impression on them: what would you tell them or want them to know?

It ain't impossible if somebody already did it. It's just a little more difficult for you. Keep pushing. And that as long as you stick with it, you'll be A-OK in the end.

Your lyrics often mention the struggles you are facing in life. If you would like to talk about those struggles: What are they? How did you overcome them?

I was born disabled, and I kept myself around people, played sports and just opened up when I was younger. That really helped.

As you know, the theme of this issue is »encounters and conversations«, how would you say these words come into play in your 9 to 5 and in your life as an artist?

I'm a disabled artist so a lot of people asked me about how I came to be like this. Most of the time a lot of people are really just intrigued that I'm really a good rapper and I can push through my complications and discriminations and whatever they think that I go through. Life has been up and down when it comes to those types of things. I still don't know if I'm comfortable with it or not, but life goes on to take it as a blessing.

What kind of encounters or conversations happen during your 9 to 5?

I work with nothing but students really, so my conversations range from aliens and bigfoots to drunk ramblings. I can't keep up. I ran into a few upcoming artists that I didn't even know were there because I was so stuck in my head. No lie, when I'm at work I don't be caring about having conversations. I'm mostly writing music behind the register or have my headphones in. Music takes me away from the bullshit, so at any moment once I start writing I'm in a mode. That's how I know I have a passion for it.

It sounds like music is your form of escapism, something that is getting more and more prevalent in society. Why do you think that is?

It's easier to play a role than live in reality. In this world, nobody cares about lies unless you're a believable character. Being yourself only gets you so far, unless you are actually an interesting person. And people struggle to be interesting as themselves.

What about encounters or conversations in your life as SIR?

I think getting scammed so many times by people who I thought were dependable industry people is what made me wanna go hard. I got so tired of somebody hitting me up. That made me not trust anyone to be honest so now when people try and hit me up about potentially doing things I'm hesitant and second-guessing everything. It's not for everyone. You really have to have a passion for it, or you can burn out and never wanna go back to it. I've burnt out before but, in my heart, I knew this was what I wanted to do.

You didn't seem hesitant to do this interview. Did anything change?

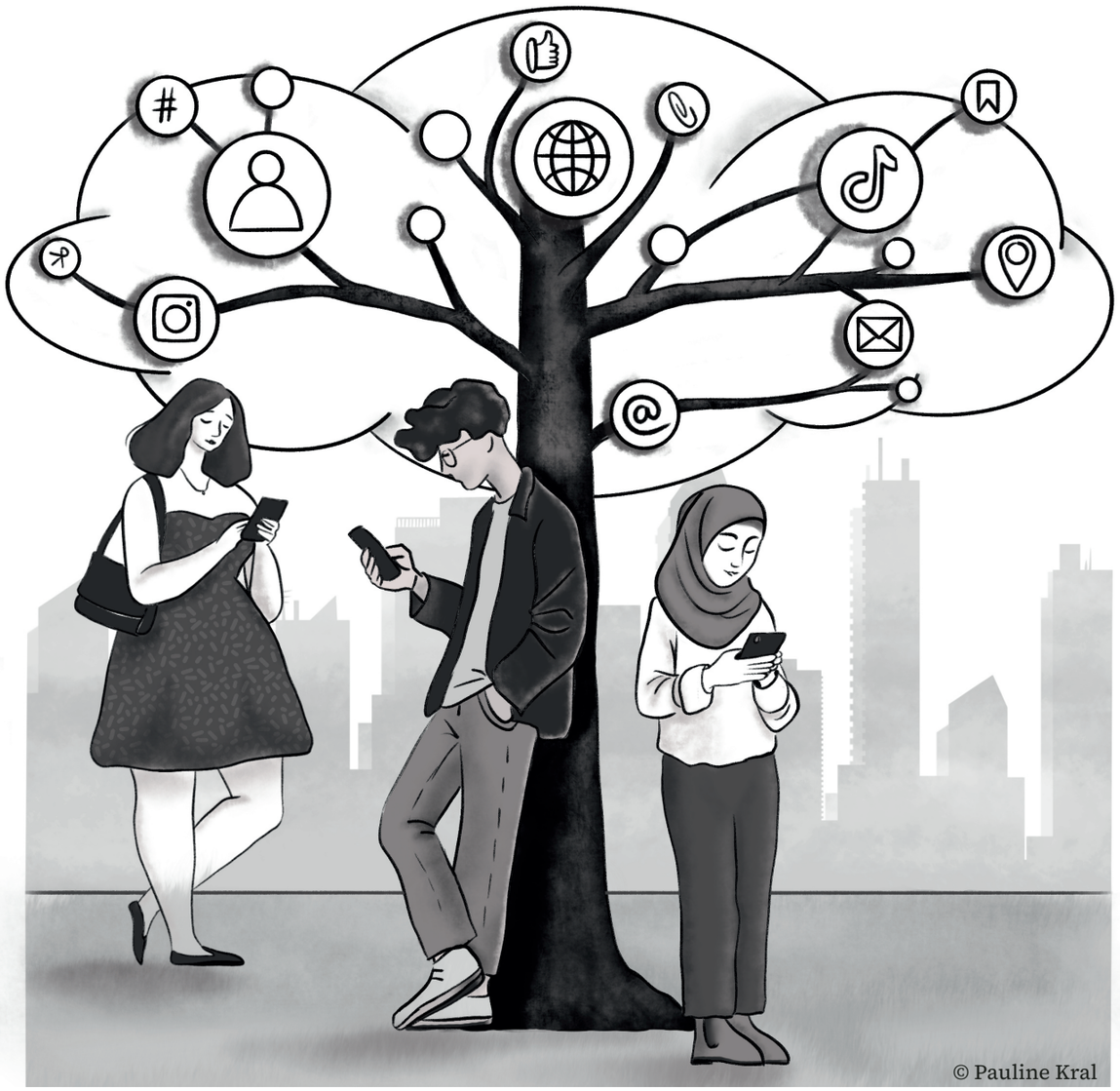
You aren't asking for money or info that could destroy my life. It's all about getting to know me and my music. I feel it's genuine.

Where can our readers find your music? Is there anything you'd like to add?

I'm on all platforms, you can look me up on SoundCloud, Spotify, iTunes, etc. And I would like to appreciate the fact you guys wanted to do something with me. It is a first. I appreciate all the love.

ALESSANDRO GEBSATTEL

studies English Linguistics, German Philology, and Media Science. He's been following SIR's music for years and is happy the interview finally worked out. The QR code will bring you to SIR's »Goin' n' Gone« (2019) on YouTube.



von Pauline Kral

NOSTALGIE UND THIRD PLACES

EIN GEFÜHL ERINNERT AN DIE WICHTIGKEIT VON GEMEINSCHAFT

Viel gehört, oft kritisiert und dennoch ein Satz, der sich bisweilen in den Kopf schleicht: »Früher war alles besser!« Ansichtssache, trotzdem lässt sich festhalten: Ab und an schwelgt man gerne in den Erinnerungen an damals. Doch wieso ist das heute vermehrt der Fall und welche Rolle spielen ‚Third Places' dabei?



So sehr *connected*, dass jegliches örtliche Gemeinschaftsgefühl im Keim erstickt wird. © Pauline Kral

Bittersüße Sehnsucht nach Vergangenem begleitet von einem zarten Lächeln auf den Lippen und einer dumpfen Schwere auf der Brust… Ein bestimmter Geschmack, ein gewisser Geruch, eine vergessene Melodie – und schon reist man zurück durch die Zeit, zurück zu Orten, zurück zu Gefühlen und Erinnerungen. Oder aber man scrollt sich durch die Sozialen Medien und es reichen einige ausgewählte visuelle Anreize, um sie zu erwecken: die Nostalgie.

Gerade letzteres wird zunehmend wahrscheinlicher, denn immer mehr Accounts auf Plattformen wie Instagram widmen sich voll und ganz dem Kreieren von nostalgischen Inhalten. Manche von ihnen haben an die 500.000 Follower:innen, schließlich gibt es reichlich Themen auszuschlachten. Einige Beispiele sind: »POV: Du hattest eine Kindheit in den 2000ern«, »Kindheitserinnerungen, die du wahrscheinlich vergessen hast«, »POV: Es ist 2001«, … Und recht schnell fallen gewisse Parallelen ins Auge, wie der Fokus auf eine Zeit, in der man noch nicht den Alltag eines iPad-Kids oder Smartphone-Teens führte.

Scrollt man nicht schnell genug weiter, ist man mittendrin in einer automatischen Slideshow durch Fotos, die erstaunlich treffsicher Aspekte aus der eigenen Vergangenheit zeigen. Manchmal geht es so weit zurück, dass der Rahmen der eigenen Erinnerungsfähigkeit gesprengt wird. Das tut den nostalgischen Gefühlen freilich keinen Abbruch, ist es doch nicht selten, sich in Jahrzehnte zurückzuwünschen die lang vergangen sind und die man selbst nie erlebt hat.

Die Zahl der Begegnungsorte nimmt ab.

Die unzähligen Views, Likes und Kommentare zeugen davon, wie viele Menschen sich bereitwillig zu derartigen kurzen Spaziergängen down memory lane aufmachen und dabei nicht ganz kalt gelassen werden. Die einfach gehaltenen, oft etwas körnigen Fotos sind effektiv: »Nostalgia is one hell of a drug«, kommentiert jemand und bekommt dafür die Zustimmung Tausender. Großer Konsens herrscht unter den Videos außerdem darüber, dass es vor allen Dingen Smartphones und unsere Abhängigkeit von ihnen, die Sozialen Medien sowie die Saturierung mit Technologie sind, die das Heute vom vermissten Damals am deutlichsten abgrenzen.

Bei genauerer Betrachtung des Bildmaterials, das für den *nostalgia core content* verwendet wird, wird noch klarer, warum es eine so wehmütige Stimmung hinterlässt. Neben gegenständlichen Objekten fallen gerade die Abbildungen physischer Orte ins Auge. Parks, in denen sich Freund:innengruppen treffen, Spaß haben, kein Smart-

phone weit und breit. Videotheken, öffentliche Büchereien, Kinderspielplätze, Buch- und Musikläden sowie Einkaufszentren, in denen man auf Bekannte trifft und Geld ausgeben zur Nebensache wird, … Es handelt sich um Orte der Begegnung. Orte, die es überall wie Sand am Meer gibt, nicht wahr? Nun, auch wenn es uns in unserem Umfeld im Wandel der Zeit nicht unbedingt auffallen mag, so nimmt die Zahl solcher und vergleichbarer Lokalitäten langsam, aber sicher ab. Gründe dafür sind allen voran die fortschreitende Digitalisierung, ebenso wie die Kommerzialisierung und eine Individualisierung der Gesellschaft. Zusammenfassen lassen sich derartige Örtlichkeiten unter dem Begriff *Third Places*.

Der theoretische Hintergrund

Im Deutschen als »Dritte Orte« bezeichnet, stellen diese eine Ergänzung zum ersten und zweiten Ort im Leben der Menschen dar – dem von der Umwelt abgeschotteten Zuhause und dem Arbeitsplatz/ der Schule oder Universität. Das Konzept dahinter wurde zum ersten Mal 1989 von dem Soziologen Ray Oldenburg in die Öffentlichkeit gebracht. *Third Places* gelten als (halb-)öffentliche, neutrale und weitgehend konsumfreie Orte, an denen sich Menschen begegnen und miteinander interagieren. Dort können Personen Beziehungen abseits persönlicher und arbeitsbezogener Verpflichtungen aufbauen und örtlich das Gemeinschaftsgefühl entscheidend stärken. Letztlich ist die Essenz eines *Third Place*, dass er zur sozialen Interaktion von Angesicht zu Angesicht einlädt.



© Pauline Kral

Man könnte so weit gehen und sagen, dass *Third Places* das polare Gegenteil des Internets mit all seiner Anonymität, Virtualität und Globalität darstellen. Andere behaupten, es gäbe online adäquate Entsprechungen, die dieselben Funktionen erfüllen. Blickt man allerdings zurück auf die eingangs beschriebene Nostalgie, die analogen Begegnungsorten gegenüber empfunden wird, wird klar, dass eine Alternative in Form eines Chatforums oder einer Kommentarspalte nicht an das Original heranreichen kann.

In defense of *Third Places*

Wir brauchen die *Third Places*, sie locken uns aus unseren Bubbles hervor, schlagen Brücken zwischen Menschen, fördern Diskurse und Ideenaustausch und bereichern unser Leben durch echte, analoge Beziehungen. Ihr Verschwinden ist besorgniserregend, denn in einer Welt, in der Isolation auf dem Vormarsch ist, können wir es uns kaum leisten, die *Third Places* und die an sie geknüpften zwischenmenschlichen Bindungen verloren gehen zu lassen.

Manche Orte werden für immer der Vergangenheit angehören und auch wenn wir die Zeit nicht zurückdrehen können, so kann uns doch die Nostalgie ihr gegenüber als Erinnerung dienen, wie wertvoll Gemeinschaft und Interaktion sind und wie wichtig es ist, sich selbst *Third Places* zu suchen und sich um deren Erhalt zu bemühen. Es ist nie zu spät, sich zu erinnern, dass die besten Zeiten – die Zeiten, nach denen man sich sehnt – und das, was sie ausmacht, nicht in der Vergangenheit liegen müssen.

PAULINE KRAL (19)

studiert Psychologie und machte sich beim Schreiben dieses Artikels bewusst, dass eine Flucht vor dem Digitalen und eine Suche nach analoger Authentizität keineswegs in die Vergangenheit führen muss.




Zuggespräche in Szene. © Ida Müermann

von Larissa Hornig

BEGEGNUNGEN MIT FREMDEN IM ÖFFENTLICHEN NAHVERKEHR

Zugfahren ist für viele von uns Alltag. Der Stress, die Verspätungen, überfüllte Züge ohne Sitzplatz, auch das gehört alles dazu. Und irgendwie gehört auch immer ein mehr oder minder angenehmes Gespräch zum Zugfahren dazu. Meistens bloß Smalltalk, manchmal unangenehm, meistens unerwünscht. Aber was passiert, wenn man das Gespräch aktiv sucht? Wenn man mit fremden Leuten Unterhaltungen beginnt, und nicht zwischen Kopfhörern und hinter Zeitungen verschwindet?

ERSTE-KLASSE-LITERATUR IM REGIONALZUG

Der RE50. Donnerstag Nachmittag. Es ist November, also stockduster. Ich erkämpfe mir mit meinem ganzen Körpergewicht einen Platz im völlig überfüllten Zug. Durchatmen, Kopfhörer auf und – »Ist da noch frei?« Seufz. Es wäre ja auch zu schön gewesen. »Natürlich.« Ich blicke auf und ein Mann in seinen guten Fünfzigern setzt sich neben mich. Er trägt eine funktionale Outdoorjacke, die gegen jeden Weltuntergang schützt. Er hat nichts dabei, kein Handy, keine Tasche, nur ein Buch. Ich gucke lächerlich auffällig auf den Buchtitel. Es ist eine Ausgabe des Romans »The Seven Husbands of Evelyn Hugo« von Taylor Jenkins Reid. »Oh gefällts Ihnen?« rutscht es mir so

raus. Er blickt auf: »Ach haben Sie's gelesen?« »Selbstverständlich! Das war ja ein riesiger Erfolg auf Booktok!« Er sieht mich mit einer so ehrlichen Verwirrung an, dass ich fast lachen muss. Ich reiße mich zusammen und lasse ihn in Ruhe lesen.

Als er nach etwa einer halben Stunde das Buch wirklich bis zur letzten Seite ausgelesen hat, frage ich elegant: »Und?«. Wir tauschen uns kurz über das eben Gelesene aus. Ich frage ihn, ob er ein »Lieblingszugbuch« hat. Er denkt kurz nach, »Nicht wirklich«, aber er habe dieses Jahr Prousts »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit« gelesen, das ist natürlich auch schwer zu transportieren. Ich zweifle keinen Moment daran, dass dieser eloquente Herr die vollen Umfänge der Verlorenen Zeit gelesen und sogar verstanden hat. Trotzdem mache ich scheinbar große Augen. Er schiebt erklärend hinterher, er beschäftige sich gerne mit Literatur, die in Zeiten des Ersten Weltkrieges entstanden ist. Thomas Mann oder auch »Der Mann ohne Eigenschaften". Auf die Frage, warum ausgerechnet solch schwierige und düstere Literatur, antwortet er nach einer Denkpause: »Ich finde es faszinierend, dass in diesen Zeiten selbst die bedeutendsten Schriftsteller die großen Weltereignisse nicht zu fassen bekamen.«

Nachdem ich all das hektisch heruntergeschrieben habe, frage ich aus purer Neugier: »Lesen Sie denn nicht auch mal etwas Glückliches? Weil es Sie gut fühlen lässt?« Diesmal muss er länger nachdenken. Irgendwann antwortet er »Momo von Michael Ende«. Ich lache mehr aus Überraschung als aus Komik über diese Antwort. »Aber das ist doch stellenweise auch recht düster?« »Na ja.« Er grinst. »Letztendlich ist das Schönste an diesem Buch doch das Ende des Kapitalismus.«

ANTI-ESTABLISHMENT IM ABTEIL

Ein neuer Tag, ein neuer Zug. Ich betrete den Wagen und möchte direkt wieder aussteigen. Bis auf den letzten Platz sitzen Leute oder breiten sich aus. Ich will gerade schwer genervt das Abteil wechseln, da hält mich eine ältere Dame mit





Bahnhöfe als Orte der Begegnung. © Ida Müermann

stylischem Beanie auf und deutet auf den Platz neben sich: »Da schaust, den hab ich ja extra reserviert«. Etwas umständlich setze ich mich und bedanke mich noch umständlicher.

Der Zug setzt sich keuchend in Bewegung, ich sitze etwas eingezwängt zwischen Koffern, Jacken und meinen drei Mitfahrer:innen in unserem Viererplatz. Aus Höflichkeit betreiben wir Konversation, aber niemand scheint so richtig an einem Gespräch interessiert zu sein – außer der quietschfidelen Dame, die mir den Platz angeboten hat. Nach ein paar Stationen sind wir nur noch zu zweit und es fühlt sich an, als hätte sie mich adoptiert. Aus ihrer großen Wundertüte zaubert sie ständig neuen Süßkram hervor, den sie mir zusteckt und wir unterhalten uns lautstark über unsere Leben, als wären wir alleine in dem ruckelnden Regionalzug. Sie muss zu ihrer Tochter, erzählt sie, etwas abliefern, sie betreibt ein Yoga Studio. »Was müssen Sie denn liefern?« frage ich unverblümt. Sie guckt mich an, grinst und antwortet: »Na, Gras.« Ich kann nicht anders als laut loszulachen. Sie zuckt mit den Schultern: »Ich kiffe seit meiner Jugend, ich lass mir mein Gras nicht verbieten, sollen sie's doch versuchen.« Ich murmele: »Legal, illegal, scheißegal«, diesmal lacht sie und erwidert: »Das sag ich auch immer!«

Nachdem wir uns wieder beruhigt und ein paar missbilligende Blicke kassiert haben, frage ich, was sie denn sonst macht. »Ach weißt du, ich bin in Rente. Mir ist eh alles egal, nur noch mein Greenpeace, das ist wichtig.« Ich scheine große Augen zu machen, denn sie fügt an: »Na ja früher, da war ich viel deutlicher Anti-Establishment« Wir tauschen uns aus, über politisches Engagement, Demonstrationen, ziviler Ungehorsam, stimmen uns zum Großteil gegenseitig überschwänglich zu. Sie lehnt sich leicht zurück und sagt: »Hauptsache die Gerechtigkeit bleibt.«

Ihre Augen driften leicht in die Ferne, sie spricht nun etwas leiser. »Weißt du, mein Vater, der war Faschist. Da wurden wir Kinder anders erzogen, das war Drill. Aber meine Mutter, die war cool, die wusste, was das Richtige ist.« Sie guckt mir in die Augen und sagt: »Es ist wichtig, dass es Menschen wie Sie gibt. Denn wenn Faschisten wieder überall an die Macht kommen, dann wird es gefährlich. Ich weiß es, ich bin in der Nachkriegszeit groß geworden.«

Ich nicke, etwas überfordert damit, etwas angemessenes und gleichermaßen intelligentes zu erwidern, doch das ist gar nicht nötig, sie wechselt prompt das Thema, sie scheint alles gesagt zu haben.



Wenn
LARISSA HORNIG (19)

nicht gerade Gespräche im Regionalexpress führt, studiert sie Politikwissenschaft und Anglistik im ersten Semester an der Uni Regensburg. Sie hofft auf weitere interessante Gespräche im Öffentlichen Nahverkehr.

von Lena Hoffmann

STILLE WOGEN

Sie sitzen einander direkt gegenüber, doch die Distanz zwischen ihnen könnte nicht größer sein. Früher plantschten sie beide, dicht gedrängt, umgeben von Schaum, im warmen Nass einer knapp 1,5 Quadratmeter großen Wanne. Heute schwimmen sie in unterschiedlichen Weltmeeren. Die scheinbar einzige Gemeinsamkeit: das gleiche genetische Material.

»Du bist ernsthaft die Strecke von Berlin nach München geflogen?« Während er in das blutige Steak schneidet, stochert sie in ihrem Salat herum. Das Klirren von Besteck auf Porzellan und das Gemurmel der Gäste mischen sich mit klassischer Klaviermusik. Sie lässt die Gabel sinken. Beim Anblick des toten Tieres auf seinem Teller vergeht ihr der Appetit.

»Ach komm. Freu dich doch darüber, dass ich dich besuche, anstatt dich zu beschweren.« Das weiße Hemd und sein Zahnpastalächeln strahlen ihr entgegen. Gleichzeitig zeichnet das schummrige Licht der Kronleuchter dunkle Schatten unter seine Augen. Sie nickt mit einem verkrampften Ausdruck im Gesicht.

Als CEO eines Start-ups hatte er eigentlich nie Zeit. Im Grunde weiß sie, dass ihr Bruder kein glückliches Leben führt, auch wenn er Gegenteiliges behauptet. Alles dreht sich nur darum, konkurrenzfähig zu bleiben, weswegen er seine Leistungsfähigkeit mit Koks steigert, den Stress in Zigarettenrauch erstickt und seine Sorgen in Alkohol ertränkt.

Wenn sie redeten, prallte alles Gesagte vom Gegenüber ab.

Er mustert seine Schwester mit hochgezogenen Augenbrauen – wie sie diesen analysierenden Blick hasste. Jemand wie er konnte nicht nachvollziehen, wieso sie sich für die Umwelt auf die Straße klebt, Klamotten gebraucht kauft und ehrenamtlich für Bedürftige Suppe kocht.

Bis vor wenigen Jahren uferte jedes Gespräch zwischen ihnen aus und mündete in lautstarken Streitigkeiten. Wenn sie redeten, prallte alles Gesagte vom Gegenüber ab. Die Worte schwebten wie in Sprechblasen über ihnen und zerplatzten unkontrolliert. Ein Schauer aus Buchstaben prasselte auf ihre Köpfe ein – chaotisch und undurchdringbar.

Aber dieser Abend verlief nahezu reibungslos, denn über die Zeit hatten sie beide gelernt, jede hitzige Diskussion zu vermeiden. Dabei merkten sie jedoch nicht, wie das Schweigen sich zwischen sie drängte und immer weiter voneinander entfernte.

IN DER SCHREIBWERKSTATT

verfassen Studierende der Universität bei Professor Jürgen Daiber Kurzgeschichten und Prosa. Sie veröffentlichen Texte in der Lautschrift und tragen einmal pro Semester in einer gemeinsamen Lesung vor. Die restlichen Texte von diesem Semester findet ihr auf der Website der Lautschrift.

von Anna-Madlen Gurau

DIENSTAG IM NOVEMBER

Wir schreiben einen Dienstag im November, obwohl es auch jeder andere Wochentag, jeder andere Monat sein könnte, denn zuletzt waren sie doch alle recht ähnlich. Es ist still geworden. Nicht die gute Stille, die nach einem langen Tag den Stress aus den Ohren fegt, sondern eine Stille, die dumpf bedrückt und nur darauf wartet, schlagartig im luftleeren Raum zerfetzt zu werden. Differenzen sind keine Seltenheit oder Neuerscheinung unserer Zeit; doch scheinen die stolzen Mauern auch bei kleinsten Meinungsverschiedenheiten nun höher als je zuvor – der Lösungswille dafür umso schwächer. So ist nun diese angespannte Stille entstanden. Und feige versteckt sich hinter ihr immer nur ein Flüstern.

»Hast du schon davon gehört?«

»Die *anderen* haben sich positioniert, ohne sich der Tragweite dieser Entscheidung bewusst zu sein. Ignorant.«

»Die *anderen* träumen weiter, so wird das nicht funktionieren. Haben sie komplett den Bezug zur Wirklichkeit verloren? Realitätsfern.«

»Die *anderen* steuern hin und her, her und hin. Unfähig.«

»Die *anderen* wollen‘s allein schaffen, der Stolz ist zu groß. Unkooperativ.«

Wir bleiben wir. Sie bleiben sie. Und kein Schritt nach vorn.

Wagt es jemand, sich dem Konflikt zu stellen und eine versöhnliche Hand auszustrecken; geht jemand den Schritt aus der warmen Sicherheit hinaus auf fremdes Terrain, prallt er sogleich ab und ertrinkt jämmerlich im Hohn der Konfrontierten.

»Wie konnte das passieren? Bemerkt denn niemand außer mir, dass es so nicht weitergehen kann?«

Also sitze ich wieder hier, an diesem Dienstag im November, und überlege.
Frage mich, wie sich denn die *anderen* so falsch verhalten können.
Und es dabei nicht einmal merken.

‚Mit *denen* möchte ich wirklich nichts zu tun haben‘, tippe ich.

‚Diese Ignoranten‘.

Und merke es selbst nicht.

So bleibt das Problem ungeklärt.

Das Gespräch wird nie geführt.

Wir bleiben wir.

Sie bleiben sie.

Und kein Schritt nach vorn.

Platziert – Antonia Herzinger

EIN *STILLES ÖRTCHEN* OHNE BEGEGNUNGEN

So wichtig Begegnungen und Gesprächen auch sind – manchmal will man doch einfach mal niemandem begegnen. An der Uni, in der sich zu jeder Zeit Mitarbeitende, Studierende und Dozierende auf den Gängen tummeln, findet man kaum einen Ort der Ruhe, einen Raum für sich, in dem man sich für einen Moment zurückziehen kann. Aber es gibt mindestens einen solchen Ort – oder ein Örtchen. Zumindest für Studis, die auf die »Damentoiletten« gehen. Im Erdgeschoss des PT-Gebäudes am Fuß des Aufzugs und des Treppenhauses zwischen PT1 und PT3 verbergen sich hinter der schweren grünen Tür mit dem großen »D« nicht nur zwei gewöhnliche Kabinen, sondern noch eine dritte, besondere: ein eigener kleiner Raum mit Toilette, Waschbecken und Spiegel. Im Gegensatz zu anderen Kabinen, muss sich hier niemand reinzwängen. Es gibt genug Platz, um seine Tasche abzustellen, seine Jacke aufzuhängen und sich einmal zu strecken. Im Spiegel kann man unbeobachtet begutachten, welche Spuren die letzten Stunden hinterlassen haben und gegebenenfalls die ein oder andere



Das stille Örtchen im PT-Gebäude. © Antonia Herzinger

Spur verschwinden lassen. Ungestört kann man sich die Haare kämmen, Deo auftragen und ein – oder mehrmals – tief durchatmen. All das mag banal klingen. Es sind Dinge, die wir alle jeden Tag tun. Wir können und dürfen das auch vor jedem anderen Spiegel in der Uni. Manchmal braucht man aber eben ein bisschen Privatsphäre, ein stilles Örtchen.

DANKSAGUNGEN

Der größte Dank gilt wie immer unserem großartigen Team. Die Redaktion ist verglichen mit vergangenen Semestern stark gewachsen. Wir sind stolz auf eine Gruppe aufgeschlossener, engagierter und motivierter Mitglieder. Besonders hervorheben wollen wir unser Grafikteam unter der Leitung von Ida Müermann, dem wir zu verdanken haben, dass wir mittlerweile mit fast ausschließlich eigenen Bildern arbeiten können. Ganz herzlich wollen wir uns außerdem auch beim AstA, der Universitätsverwaltung und dem Kanzler der Universität, Dr. Blomeyer, für die Unterstützung der *Lautschrift* bedanken.

Darf das so?

HAPPY WEEK

10€ auf allen Plätzen ab 7 Tagen vor einer Vorstellung*

U30

/ 10€ auf allen Plätzen
/ für alle Besucher*innen bis zum 30. Geburtstag
/ erhältlich im Vorverkauf für gekennzeichnete U30-Vorstellungen

U30 EXKLUSIV

/ Vorstellung ausschließlich für Besucher*innen unter 30 Jahren
/ 10€ auf allen Plätzen
/ erhältlich im Vorverkauf für U30-Exklusiv-Vorstellungen:
1.2.2025 IPHIGENIES RACHE (UA)
22.5.2025 NEXT TO ME (UA)

FÜR 10€ INS THEATER



Tickets und Infos auf www.theaterregensburg.de

*für Studierende, Schüler*innen, Auszubildende und Teilnehmer*innen eines Jugendfreiwilligendienstes oder Bundesfreiwilligendienstes bis zum 30. Geburtstag

Folgt uns: @theaterregensburg

Theater Regensburg

24 Entfernungen 25

16 49

Bischofshof

Das Bier, das uns zu Freunden macht

ORIGINAL REGENSBURGER BIER · SEIT 1649

Das Bier, das Kommilitonen zu Freunden macht.



Aus Regensburg. Für Freunde. Seit 1649.

